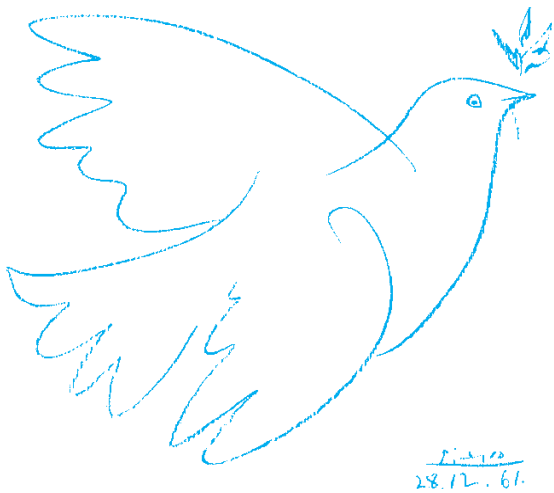




Unsere Welt

Unsere Welt
Schweizerische Friedensbewegung
Postfach 2113, 4001 Basel

36. Jahrgang
Nr. 1 – 2013
Solidaritätsbeitrag: Fr. 2.–

Aus dem Inhalt

Obama, Give Me Five!	2
Gabriel García Márquez über Hugo Chávez	3
Fidel Castro: Wir haben unsern besten Freund verloren	4
Niemals vergessen: Das Massaker von My Lai	5
Ury Avnery: «Ich bin ein Bil'iner!»	6
Schwierige Vergangenheitsbewältigung in Spanien	7
Zum Tod von Dietrich Kittner	8

Werden Sie Mitglied der SFB!

Die Schweizerische Friedensbewegung SFB ist, wie ihr Name ausdrückt, eine Bewegung, die sich im Rahmen ihres Programms für den Frieden einsetzt. Wer aktiv mitarbeiten will, wer mit den Grundzügen einverstanden ist, ist dabei. Das war seit jeher unsere Philosophie.

Es muss daher erst einmal seltsam erscheinen, wenn wir an dieser Stelle zu einer Mitgliedschaft aufrufen.

Es ist selbstverständlich, dass eine Bewegung sich nicht über eine formal-juristische Struktur definieren lässt. Aber natürlich brauchte auch die SFB eine solche Struktur, um als Inhaberin von Spendenkonten, Herausgeberin von «Unsere Welt» etc. zeichnen zu können. Deshalb gab es seit langem den Verein «Schweizerische Friedensbewegung», um allen juristischen Anforderungen zu genügen.

Wir haben uns an der letzten Jahresversammlung dazu entschlossen, die Ausweitung dieses Vereins aktiv zu betreiben, um im Hinblick auf die diesjährige Jahresversammlung möglichst viele UnterstützerInnen der SFB für eine Mitgliedschaft zu gewinnen. Dies entspricht dem Bedürfnis vieler UnterstützerInnen der SFB und AbonnentInnen von «Unsere

Welt», über eine Mitgliedschaft stärker mit der SFB verbunden zu sein. Auch werden damit die Strukturen der SFB in rechtlicher Hinsicht transparenter.

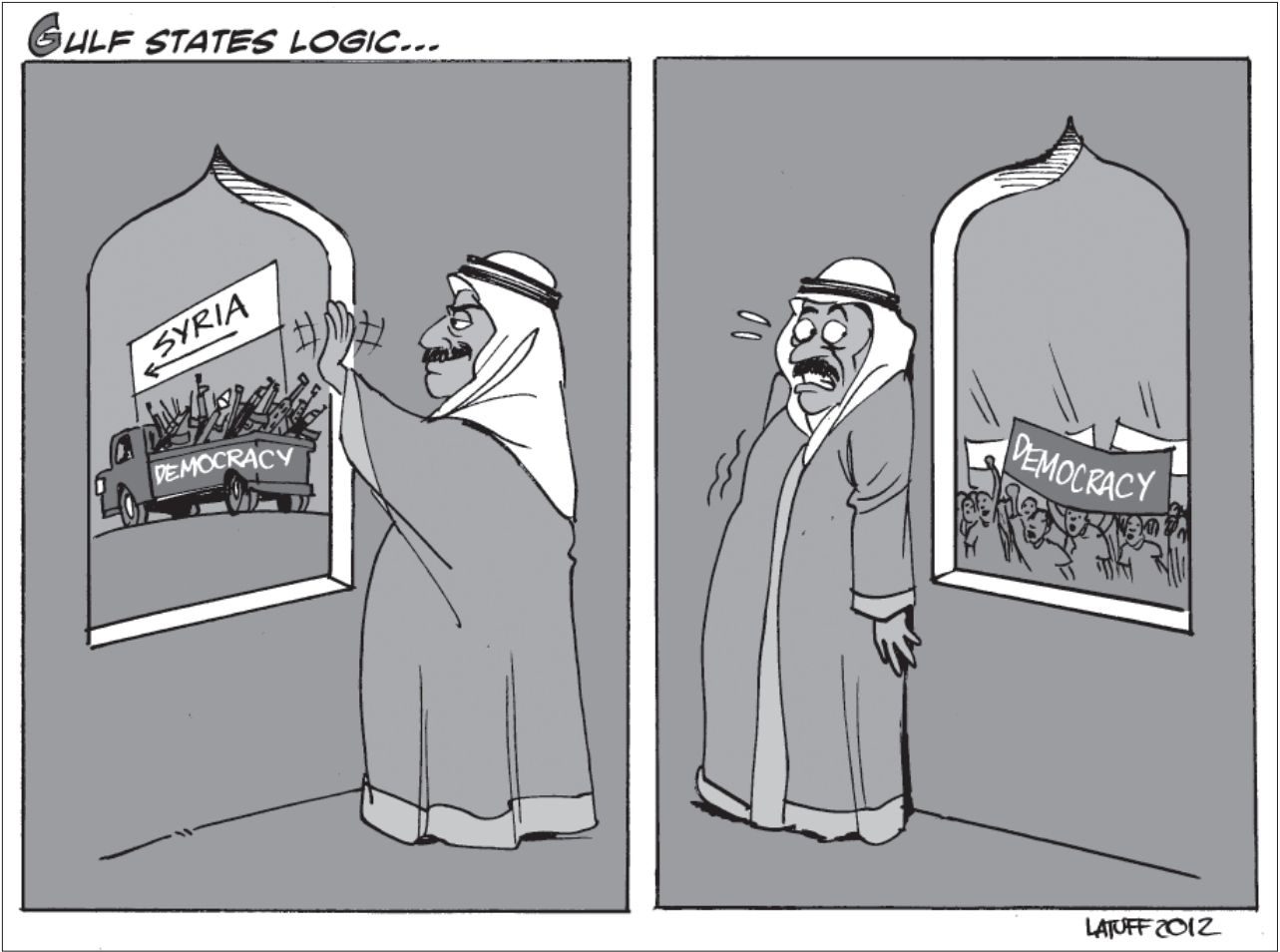
Die Jahresversammlung ist somit gleichzeitig die Generalversammlung des Vereins Schweizerische Friedensbewegung. Für die Mitglieder ersetzt der von der Versammlung festzusetzende Mitgliedschaftsbeitrag den Abonnementspreis der UW.

«Alles ändern, damit alles bleibt, wie es ist.»

Am Selbstverständnis der SFB als Bewegung ändert sich mit diesem Schritt nichts.

Auch bisher wurden die «Vereinsangelegenheiten» an der Jahresversammlung besprochen. Neu ist, dass die Versammlung der Mitglieder auch rechtlich bindende Beschlüsse fällen kann. Die Jahresversammlung soll auch in Zukunft öffentlich sein, und alle interessierten sind herzlich eingeladen. Auch sind alle, die mit unseren Zielen einverstanden sind, weiterhin herzlich willkommen, an der Arbeit der SFB mitzuwirken, ob sie nun Mitglied im Verein sind oder nicht. Die rechtliche Struktur dient letztlich

Fortsetzung Seite 7



Die Logik der Golfstaaten in der Sicht des brasilianischen Karikaturisten Latuff: «Demokratie» lieber nur im Export...

Zur äusseren Einmischung in Syrien

Afghanistan reloaded

Geschichte wiederholt sich oder wird wiederholt, zum Teil von denselben Akteuren. Die äussere Einmischung in Syrien hat das Niveau der Unterstützung für die afghanischen Mudschaheddin gegen die sowjetische Armee erreicht.

Von Hans Springstein

Syriens Präsident Baschar al-Assad hat frühzeitig auf die ausländische Einmischung in den syrischen Konflikt hingewiesen. Meist wird das als Verschwörungstheorie abgetan, und Belege dafür werden ignoriert. Schon im Oktober 2011 warnte Assad in einem Interview mit der britischen Zeitung The Telegraph: «Wollt ihr noch ein Afghanistan – wollt ihr noch zehn Afghanistans?» Seine damalige Warnung vor den Folgen einer Intervention wurde ihm erwartungsgemäss als Drohung ausgelegt.

Längst ist offensichtlich, dass es sich um einen von aussen geförderten und zum Teil gesteuerten Krieg in und gegen Syrien handelt. Nachweise dafür gibt es eine ganze Reihe, auf die unter anderen Joachim Guilliard in seinem Blog «Nachgetragen» (jghd.twoday.net) schon frühzeitig hinwies.

Die befürchtete «Afghanisierung» des syrischen Konfliktes scheint bereits Realität, wie aktuelle Berichte über die Einmischung anderer Staaten zeigen. Scott Stewart vom privaten Nachrichtendienst Stratfor schrieb in einem auf der Homepage der Firma im Januar veröffentlichten Beitrag von einer «ausländischen Intervention in Syrien». Im Gegensatz zu Libyen und Mali habe der Westen mit seinen arabischen Partnern diesmal den «Mittelweg» der indirekten

Einmischung gewählt. «Seit mehr als einem Jahr unterstützen Länder wie die Vereinigten Staaten, die Türkei, Saudi-Arabien, Katar und europäische Staaten die syrischen Rebellen.» Das reiche von humanitärer Hilfe wie Unterkunft, Nahrung und medizinische Versorgung für Flüchtlinge bis zu «nichttödlicher» militärischer Ausrüstung wie Funkgeräte oder Schutzwesten. Doch zeige eine Analyse der in Syrien von den «Rebellen» eingesetzten Waffen, dass diese zunehmend nicht nur aus erbeuteten Arsenalen der syrischen Armee stammen können. Sie kommen unter anderem aus Kroatien, Österreich, der Schweiz, finanziert von arabischen Staaten, so Stewart. Die Vielfalt und die Konzentration der Waffen spreche gegen einen Zufall.

Für den Stratfor-Analytiker hat die äussere Einmischung in Syrien das Niveau der Unterstützung für die afghanischen Mudschaheddin gegen die sowjetische Armee erreicht. Es werde nicht nur mit Ausbildung, Geheimdiensterkenntnissen und Unterstützung geholfen, sondern auch mit Waffen, deren Herkunft offensichtlich ist. «Es ist auch interessant, dass in Syrien wie in Afghanistan zwei der wichtigsten äusseren Unterstützer Washington und Riad sind», die diesmal mit regionalen Mächten wie der Türkei, Jordanien, Katar und den Vereinigten Arabischen Emiraten zusam-

menarbeiten. Ähnlich wie in Afghanistan würden in Syrien jene Gruppen mit Geld und Waffen unterstützt, die «am erfolgreichsten auf dem Schlachtfeld» seien. Wie am Hindu-kusch seien das Dschihad-orientierte Gruppen wie Jabhat al-Nusra, die von den Saudis, aus Katar und den Emiraten Hilfe erhielten.

Saudi-Arabien nutze es, wenn die Dschihadisten in Syrien, darunter Gruppen, die wie die Jabhat al-Nusra im Irak gegen die USA-Truppen kämpften, unterstützt werden. Mit ihrer Hilfe solle der iranische Einfluss in der Region gebrochen werden und ein sunnitisches Regime in Syrien errichtet werden, so Stewart. Zugleich zeige das saudische Königshaus damit, dass interne Kritik, es sei zu weltlich und westlich, falsch sei und dass es Muslimen beim Kampf helfe. Zugleich nutzen die Saudis aus Sicht des Stratfor-Analytiker die Möglichkeit, ihre eigenen Radikalen beziehungsweise Extremisten nach Syrien zu schicken, «wo sie kämpfen und möglicherweise sterben». Angesichts einer grossen Zahl von Arbeitslosen, unterbeschäftigten und radikalisierten jungen Männern biete der Dschihad in Syrien ein Druckventil ähnlich wie bei den letzten Kämpfen im Irak, Tschetschenien, Bosnien und Afghanistan. Die Saudis rekrutierten aber nicht nur «ihre eigene unruhige Jugend», sondern sorgten nach Stratfor auch dafür, Nachwuchs aus dem Jemen in Trainingslagern in der Türkei auszubilden und dann nach Syrien in den Kampf zu schicken.

Stewart warnt vor den Folgen des «taktischen Darwinismus» der Saudis. Die Überlebenden bilden einen militanten Kern. Die «Dschihad-Pro-

Fortsetzung Seite 2

Erinnern Sie sich?

-rumo. Zum Beispiel an die Schlacht von St. Jakob 1444? Geht natürlich nicht. Nun sind aber kürzlich 7 000 junge Menschen in die Frühjahrs-RS eingerückt und André Blattmann, Chef der Armee, hat den Rekruten eine öffentliche Befehlsausgabe mit gegeben. Darin steht wörtlich:

«Sie, geschätzte Rekruten, wurden aufgeboten, damit Sie im Ernstfall die Sicherheit von Land und Leuten garantieren können. In letzter Konsequenz unter Einsatz von Leib und Leben. Sie erinnern sich: Die Schweiz ist 1870/71, 1914/18 und 1939/45 nur knapp einer kriegerischen Auseinandersetzung entgangen, jedes Mal ohne viel Vorwarnzeit.»

Herr Korpskommandant, hatten Sie in Biologie und Geschichte einen Fensterplatz, oder hatten Sie damals schon Grippe? Oder hat man Ihnen dies 2002 auf der Militärschule in Monterey-USA nachträglich beigebracht?

Alle diese Kriege wurden erst mit jahrelangem propagandistischem Vorlauf und erst durch massive Hochrüstung ermöglicht. Die damaligen Friedenskräfte haben frühzeitig vor der Kriegsgefahr gewarnt und gegen die Aufrüstung gekämpft. Und die Schweiz soll nach Ihrem historischen Wissen nicht viel Vorwarnzeit gehabt haben?

Herr Blattmann, 2010 hielten Sie einen Armee-Einsatz wegen der wirtschaftlichen Lage in Griechenland für möglich. 2012 machten Sie mit «Stabilo Due» eine Armeestabsübung, bei der geübt wurde wie sich die Schweiz gegen Flüchtlingsströme aus der EU wappnen kann. Sie warnten vor Terroristen, die als Flüchtlinge in die Schweiz einreisen könnten. Sie wollten mit diesen Argumenten die Militärpolizei ausbauen und an mehr Rüstungsgelder kommen. Sehen Sie, Herr Blattmann, damit Generäle und Militärköpfe nicht über unser Leben oder Tod entscheiden können, braucht jedes Land eine Friedensbewegung mit einer starken Zeitung als Vorwarner.

Dieser Ausgabe von «Unsere Welt» liegt ein Einzahlungsschein bei, wir bitten Sie um Ihre Unterstützung. Schweizerische Friedensbewegung SFB, 4001 Basel, PC 40-1627-7

Fortsetzung von Seite 1

xies» bedrohen ebenso die Stabilität Syriens nach dem Krieg wie einst die Mudschaheddin in Afghanistan nach dem Rückzug der Sowjets und dem Sturz der Nadschibullah-Regierung 1992. Ein anderes Beispiel sei Libyen, wo die Dschihadisten nicht nur eine innere Gefahr seien, sondern auch ausländische Interessen bedrohen und ein regionales Problem darstellen, wie die Ereignisse in Mali und Algerien zeigen. «Ähnliche langfristige und weitreichende Auswirkungen sind in Syrien zu erwarten», meint Stewart.

David Ignatius hatte schon am 5. September 2012 in der Washington Post auf die «schaurigen Parallelen» zwischen Afghanistan in den 1980ern und Syrien heute hingewiesen und dargelegt, wie sich der Westen gegenwärtig wieder einmischt. Selbstverständlich ist er dafür, die «Rebellen» zu unterstützen, warnte aber wie Stewart ebenfalls vor den Folgen.

Es gibt seit Dezember 2012 Informationen darüber, dass Saudi-Arabien Hunderte Kriminelle, die wegen Drogenschmuggel, Mord und Vergewaltigung zum Tode verurteilt waren, freiließ und nach Syrien schickte, damit sie sich dort den bewaffneten Terrorgruppen anschliessen. Christof Lehmann berichtete unter anderem darüber auf seiner Website nsnbc.

Über saudische Waffenlieferungen an die «Rebellen» in Syrien gibt es seit längerem Informationen. Schon im März 2012 hatte die Welt gemeldet, dass laut einem hochrangigen arabischen Diplomaten Saudi-Arabien über Jordanien «Militärgüter» an die Freie Syrische Armee liefere. Im Dezember 2012 berichtete die iranische Nachrichtenagentur FARS News, dass die Saudis über die Grenze zum Irak Waffen, Bomben und militärische Ausrüstung nach Syrien bringen.

Dass das saudische Königshaus aktiv im Krieg gegen und in Syrien mitmisch, bestätigte Kronprinz und Kriegsminister Salman Bin Abd al-Asis bei der Konferenz der Organisation der Islamischen Zusammenarbeit (OIC) in Kairo am 6. Februar 2013. Im Auftrag von König Abdullah forderte er von der «internationalen Gemeinschaft» und dem UN-Sicherheitsrat, für einen Regimewechsel in Syrien zu sorgen, «mit allen möglichen Mitteln». Welche neben den bisher eingesetzten dazu gehören sollen, beschrieb Prinz Turki al Faisal Al Saud gegenüber der FAZ im Januar 2013: «Panzerabwehrwaffen, Luftabwehrwaffen und Waffen gegen Artillerie». Dieser saudische Prinz, für den die Dschihadisten in Syrien die «guten Jungs» sind, war übrigens

1977 bis 2001 Chef des wichtigsten saudischen Auslandsgeheimdienstes, der massgeblich an der Bewaffnung der afghanischen Mudschaheddin gegen die Sowjetunion beteiligt war.

All das läuft nicht ohne Unterstützung der führenden westlichen Staaten, vor allem der USA. «Die saudische Politik in bezug auf Syrien wird eng mit den Vereinigten Staaten koordiniert», stellte die israelische Zeitung Haaretz im Juli 2012 in einem Bericht über den «CIA-Favoriten» Prinz Bandar bin Sultan fest, der die Grundlage für ein Syrien nach Assad gelegt habe und ebenfalls schon in Afghanistan aktiv war. Beide Länder verfolgten wie Israel damit das Ziel, den Iran von seiner «wichtigsten arabischen Basis» zu trennen und die Waffenlieferungen an die Hisbollah einzudämmen. Nachrichtenagenturen meldeten kürzlich, das Pentagon habe laut US-Generalstabschef Martin Dempsey den 2012 ausgearbeiteten CIA-Plan zur Bewaffnung der syrischen Opposition über die US-Verbündeten in der Region gebilligt.

Geschichte wiederholt sich oder wird wiederholt, zum Teil von denselben Akteuren.

Aus «Ossietzky», 5/2013, mit freundlicher Genehmigung. Siehe Hinweis zu «Ossietzky» auf Seite 8.

Politischer Dialog, statt Stellvertreterkrieg in Syrien

Jegliche Einmischung stoppen

Um die Zukunft Syriens wieder in die Hand der syrischen Bevölkerung legen zu können, wurde von syrischen Oppositionsgruppen in Genf ein Aktionsplan für die Einleitung eines politischen Prozesses besprochen und damit auch ein politischer Rahmen für Gespräche mit der Assad-Regierung geschaffen.

von Claudia Haydt

Zwei internationale Syrien-Konferenzen fanden Ende Januar 2013 parallel statt; eine in Genf und eine in Paris; die eine auf Einladung des französischen Aussenministers Laurent Fabius und die andere auf Einladung einer norwegischen NGO. An beiden Orten traf sich die syrische Opposition. Der Inhalt der Konferenzen hätte jedoch kaum unterschiedlicher sein können. Die Weltpresse bot der in Paris geäußerten Forderung von Oppositionsvertretern nach besserer Bewaffnung und mehr westlicher Unterstützung eine breite Plattform. (...) Die trotz aller Hindernisse zahlreich versammelten Oppositionsvertreter in Genf hatten andere Prioritäten: Sie sprachen sich mehrheitlich für ein Ende der Gewalt und den Einstieg in einen politischen Prozess aus.

Unter dem Motto «For a Democratic Syria and a Civilian State»¹ traf sich in Genf am 28./29. Januar 2013 ein breites Spektrum der demokratischen Opposition. Die wesentlichen Organisatoren stehen dem «Koordinationskomitee für demokratischen Wandel in Syrien (NCB)», einem Zusammenschluss linker Oppositionsgruppen nahe. Unter den Teilnehmern waren jedoch auch demokratisch islamische Kräfte und solche, die die Freie Syrische Armee unterstützen. Unter ihnen waren sowohl Exil-Syrer, als auch Oppositionsvertreter, die direkt aus Syrien angereist waren. (...)

Haytham Manna, Leiter der Genfer Konferenz und Auslandssprecher des NCB, machte in seiner Eröffnungsrede klar, dass der brutale Bürgerkrieg den sozialen Zusammenhalt in Syrien dauerhaft zerstört und dass das Ziel, Assad zu beseitigen, nicht jedes Mittel rechtfertigt. Die Wahl der Mittel formt die Zukunft: «Es gibt keinen einzigen Fall eines militärischen Sieges in einer vergleichbaren Situation, der nicht die Saat des Extremismus, der Vernichtung und der Rache in sich trug. Wir haben vor den Folgewir-

kungen der Gewalt auf den sozialen Zusammenhalt, den sozialen Frieden und die Einheit Syriens gewarnt und werden dies auch weiterhin tun.»² Lakhdar Brahimi, der UN-Sonderbeauftragte für Syrien, äusserte am 29.01.2013 sinngemäss das Gleiche in einem internen Bericht an den UN-Sicherheitsrat: «Das Land bricht vor den Augen aller auseinander; es gibt keine militärische Lösung für diesen Konflikt – wenigstens keine, die nicht Syrien vollständig zerstört.»³

Das Ausmass der Gewalt

Die in Genf versammelten Oppositionsvertreter stützten diese Einschätzung. «Es gibt kein Syrien mehr, nur noch viele Mini-Syrien» beschrieb ein Teilnehmer, der sich und die Anwesenden fragte: «Woher kommt dieses Ausmass der Gewalt, nicht nur zwischen Regierungstruppen und Opposition, sondern auch zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen?». Nahezu alle Teilnehmer schilderten, dass die Dynamik des Konfliktes nicht mehr von Syrern bestimmt werde, sondern von zahlreichen externen Akteuren mit gesteuert werde. Immer wieder war die Rede von einem Stellvertreterkrieg, der in Syrien tobe. Damit war im engeren Sinne der Iran auf der einen und die Golfstaaten auf der anderen Seite gemeint; aber auch die geostrategischen Machtkämpfe der Türkei, Israels, Russlands, der USA, Frankreichs und der anderen NATO-Staaten. Während der zweitägigen Konferenz äusserte keiner der Anwesenden die Ansicht, dass mehr Waffen für die Opposition eine Lösung wären. Im Gegenteil befürchteten die Meisten, dass noch mehr Waffen zu weiterer Eskalation führen würden. Alle sprachen sich gegen eine militärische Intervention aus und machten zudem klar, dass die internationalen Sanktionen vor allem die Bevölkerung treffen. Nach 22 Monaten Bürgerkrieg ist offensichtlich, dass weder das Regime, noch die Opposition die Oberhand behalten können; beide we-

der gewinnen noch verlieren können und im erbitterten Kampf das gesamte Land zerstört wird.

Um die Zukunft Syriens wieder in die Hand der syrischen Bevölkerung legen zu können, wurde am Ende der Konferenz ein Aktionsplan für die Einleitung eines politischen Prozesses besprochen und damit auch ein politischer Rahmen für Gespräche mit der Assad-Regierung geschaffen. Die so genannte «Genfer-Erklärung»⁴ fordert unter anderem einen gleichzeitigen Waffenstillstand von Regierung und Opposition und die «Einleitung eines politischen Prozesses durch Verhandlungen zwischen der Opposition und dem Regime». Interessant ist, dass gegen den Widerstand aus seinen eigenen Reihen auch der Vorsitzende des unter westlichem Druck in Doha geschmiedeten Oppositionsbündnisses «Syrische Nationale Koalition», Ahmed Moas Al-Chatib, zwischenzeitlich zu Verhandlungen aufgerufen hat (afp, 04.02.2013). Er forderte die syrische Regierung explizit auf, den Vize-Präsidenten Faruk Al-Shara als Verhandlungspartner zu benennen.

Dass diese Vorschläge Al-Chatibs auch auf der Münchner Sicherheitskonferenz diskutiert wurden, ist kaum ein Grund zur Hoffnung. Wesentliche externe Kräfte, namentlich die US-Administration, Frankreich und die Golfstaaten, gehen zwischenzeitlich auch von der schlussendlichen Notwendigkeit von Verhandlungen aus, allerdings erst nachdem zuvor durch massive militärische Unterstützung der Opposition, deren Verhandlungsposition gestärkt wurde. (...) Die Genfer Erklärung will deswegen einen politischen Verhandlungsprozess, der sofort beginnt, nicht erst nach einem hypothetischen Sieg und nach noch mehr Leid und Zerstörung.

Aus «Ausdruck» Februar 2013, Informationsstelle Militarisierung Tübingen – imi-online.de. Leicht gekürzt.

Anmerkungen
1 <http://syic.wordpress.com>.
2 <http://syic.wordpress.com/2013/02/02/violence-and-democracy-insyria-haytham-manna/> (Übersetzung C.H.).
3 Roger Cole, Intervene in Syria, NYT, 4.2.2013 (Übersetzung C.H.).
4 <http://syic.wordpress.com>.



Olga Salanueva und Adriana Pérez im Berner Käfigturm. Foto Schwander

«Gerechtigkeit ist gar nicht mehr möglich!»

Obama, give me five!

Seit fast 15 Jahren sitzen fünf kubanische Anti-Terrorkämpfer in den USA im Gefängnis. Gegen einen erfolgreichen Rekurs intervenierte die US-Regierung. Rechtlich bestehen zwar Chancen, aber von Druck auf Obama versprechen sich die Angehörigen mehr. Adriana Pérez und Olga Salanueva, zwei Ehefrauen der «Miami 5», informierten am 1. März in Bern.

Von Anne Polikeit

Seit dem Sieg der Revolution 1959 war und ist der sozialistische Inselstaat Kuba zahlreichen terroristischen Angriffen ausgesetzt, Attentaten, die in Florida beheimatete Gruppen begehen. Nach offiziellen Angaben kosteten diese Anschläge 3 478 Menschen das Leben und über 2000 wurden schwerverletzt. 1976 beispielsweise wurde ein ziviles kubanisches Flugzeug in die Luft gesprengt, 73 Menschen starben. 1997 wurde ein italienischer Tourist bei einem Bombenattentat auf ein Hotel getötet.

Um solche Anschläge künftig zu vermeiden, infiltrierten fünf Kubaner im Auftrag ihrer Regierung die Gruppen in Miami. Die kubanische Regierung informierte 1998 diejenige der USA über geplante terroristische Attentate und schlug zu deren Verhinderung eine Zusammenarbeit vor. Doch statt den Terror zu bekämpfen, liess die US-Regierung am 12. September 1998 die Kubaner verhaften, die diese Informationen zusammen getragen hatten.

17 Monate mussten Gerardo Hernández, Ramón Labañino, Fernando González, Antonio Guerrero und René González in Einzelhaft verbringen, bevor ihr «Prozess» überhaupt begann. Mit der US-Regierung als Ankläger. Während dieser Zeit bezahlte diese Regierung nachweislich u.a. Journalisten, um in den USA und vor allem in Miami eine negative Presse über Kuba zu erreichen. Auch während des Geschworenenprozesses ging diese «Medienarbeit» weiter und so wurden die Fünf 2001 trotz fehlender Beweise und gegenteiligen Zeugenaussagen, selbst hoher US-Militärs, zu teilweise mehrfach lebenslänglichen Freiheitsstrafen verurteilt.

Entgegen selbst allen bürgerlichen Rechtsvorstellungen verunmöglicht die US-Justiz zudem Adriana und Olga, Ehefrauen von Gerardo Hernández beziehungsweise René González, seit über 12 Jahren den Besuch ihrer Männer. Am 2. März waren die beiden Frauen zum dritten Mal in Genf bei der UN-Hochkommissarin für Menschenrechte, Navanethem Pillay, die ihre Unterstützung zugunsten der Freilassung der Fünf zusagte und anerkannte, dass die Visumsverweigerung eine Menschenrechtsverletzung und zusätzliche Strafe darstelle.

Trotz aller Repressionen, trotz eingeschränktem Telefonzugang, Einzel- oder Dunkelhaft und anderer Schikanen, sind die Fünf nicht schwach geworden. Ihre Kinder mussten ohne

ihre Väter aufwachsen, zwei Paare hatten keine Gelegenheit Kinder zu bekommen. Zwei Mütter mussten ohne den Beistand ihrer Söhne sterben – «Gerechtigkeit ist gar nicht mehr möglich», sagt Olga.

Aber aufgegeben wurde nicht. 2009 lehnte der US Supreme Court die Revisionsanträge ab, anschliessend wurden die Strafmasse teilweise reduziert. 2010 reichten die Anwälte der Fünf einen Antrag auf Anhörung neuer Beweise ein, u.a. Belege für die von der US-Regierung finanzierte negative Medienkampagne. Im September 2011 wurde René González «entlassen». Noch muss er drei Jahre in der antikubanischen Hochburg Miami verbringen – eigentlich eine gefährlichere Art von Gefängnis.

Die UN-Arbeitsgruppe zu willkürlichen Inhaftierungen, Amnesty International, viele NobelpreisträgerInnen, selbst ehemalige US-Minister und vor allem Millionen Menschen auf der Welt fordern die Freilassung der Fünf. Aber es sind noch nicht genug. «Werdet Multiplikatoren, erhöhen wir den Druck», sagt Adriana in Bern. Legal bestehen zwar Möglichkeiten, aber der US-Justiz vertrauen?

«15 Jahre sind zu viel, aber wir befinden uns in einem historischen Moment» sagt Adriana. Präsident Obama ist in seiner zweiten Amtszeit, da kann er sich mehr Spielraum leisten (keine Wiederwahl). Nach US-Gesetzen könnte er den Fall einfach auflösen, eine Amnestie erlassen,... ohne jemand zu fragen. «Er wird das nicht von selber tun, als US-Präsident», sagt Olga. «Dazu braucht es Druck, jetzt». Druck über Menschenrechtsorganisationen, Druck auf der Strasse, schreibt an Obama, am 5. jedes Monats: «Obama, give me five», lass die Fünf endlich nach Hause gehen!



Zum Tod des bolivarianischen Revolutionärs Hugo Rafael Chávez Frías

Die zwei Gesichter des Hugo Chávez

Am 5. März 2013 verstarb mit Hugo Chávez ein Mann «des umgestaltenden Denkens und Handelns, der für sein Volk regierte und die Realität der Ungleichheit und Ausgrenzung, unter der es litt, veränderte», wie sich der Staatspräsident von El Salvador Mauricio Funes ausgedrückt hat. Zum Tod des Revolutionärs und Staatsmannes dokumentieren wir mit freundlicher Erlaubnis des taz-Verlags einen Artikel, den der kolumbianische Nobelpreisträger Gabriel García Márquez im «Le Monde diplomatique» vom 11.8.2000 veröffentlicht hat.

Von Gabriel García Márquez

Bei Einbruch der Dämmerung stieg Carlos Andrés Pérez aus dem Flugzeug, mit dem er gerade von Davos nach Caracas zurückgekehrt war, und sah zu seiner Verwunderung General Fernando Ochoa Antich, seinen Verteidigungsminister, auf der Gangway stehen. «Was ist los?», fragte er miss-träuisch. Der Minister beruhigte ihn mit so überzeugenden Worten, dass der Präsident sich nicht in den Regie-rungspalast Miraflores im Herzen von Caracas fahren liess, sondern in seine Residenz in La Casona. Er war gera-de eingeschlafen, als er durch einen Telefonanruf des nämlichen Ministers geweckt wurde, der ihn von einem Militäraufstand in Maracay unter-richtete. Kaum war er in Miraflores eingetroffen, donnerten die ersten Ar-tilleriesalven los.

Man schrieb den 4. Februar 1992. Mit der ihm eigenen sakramentalen Verehrung für geschichtsträchtige Daten gab Oberst Hugo Chávez Frías den Angriffsbefehl in seiner improvi-sierten Kommandozentrale im His-torischen Museum von Planicie. Der Präsident erkannte bald, dass nur die Unterstützung des Volkes ihm noch helfen konnte, und begab sich in die Fernsehstudios von Venevisión, um sich an die Bevölkerung zu wenden. Zwei Stunden später war der Militär-putsch gescheitert. Chávez kapitu-lierte unter der Bedingung, dass man auch ihn eine Rede im Fernsehen hal-ten liesse.

Der junge kreolische Oberst, in Fallschirmjägersmütze und mit be-wundernswerter Sprachbegabung, übernahm die volle Verantwortung für den Aufstand. Aber die Ansprache wurde ein politischer Erfolg. Chávez sass zwei Jahre im Gefängnis, bis er von Präsident Rafael Caldera begna-digt wurde. Viele seiner Anhänger und nicht wenige seiner Feinde waren jedoch der Ansicht, dass er mit dem beredten Eingeständnis seines Schei-terns bereits die Wahlkampagne er-öffnet hatte, die ihm 1999 schliesslich die Präsidentschaft einbrachte.

Ein berufener Revolutionär
Diese Geschichte erzählte mir Präsi-dent Hugo Chávez Frías, als wir vor einiger Zeit an Bord einer venezolani-schen Militärmaschine von Havanna nach Caracas flogen. Wir hatten uns drei Tage zuvor bei einem Treffen in Havanna mit den Präsidenten Fidel Castro und Andrés Pastrana kennen gelernt, und was mich auf Anhieb be-eindruckte, war die Kraft seines stäh-lernen Körpers. Er besass die sponta-ne Herzlichkeit und kreolische Anmut eines waschechten Venezolaners. Wir hätten uns gern ein weiteres Mal ge-troffen, fanden aber beide nicht die Zeit dazu, weshalb wir gemeinsam nach Caracas flogen, um uns im Flug-zeug über sein wechselvolles Leben und seine Zukunftspläne zu unterhal-ten.

Für einen Reporter im Ruhestand war es eine spannende Erfahrung. Während er mir sein Leben erzählte, sollte ich eine Persönlichkeit kennen lernen, die nicht das Geringste mit dem Bild des Despoten Chávez gemein hatte, wie es die Medien ver-mittelten. Neben mir sass ein anderer Chávez. Welcher von beiden war der echte?

Der schwerste Vorbehalt gegen sei-ne Person während des Wahlkampfs

bezog sich auf seine Vergangenheit als Verschwörer und Putschist. Doch die Geschichte Venezuelas hat davon schon einige verkraftet. Es begann mit Rómulo Betancourt, der – ob zu Recht oder nicht – als Vater der venezola-nischen Demokratie gilt und Isaías Medina Angarita gestürzt hatte, einen alten demokratischen Militär, der sich

im Nachbardorf Los Rastrojos, das ihm wie eine Stadt vorkam, weil es einen Stromgenerator hatte, der in den ersten Nachtstunden für Licht sorgte, und eine Hebamme, die ihn und seine vier Geschwister zur Welt gebracht hatte. Nach dem Willen seiner Mutter hätte er Priester werden sollen, brach-te es aber nur zum Messdiener, der die Glocken so zartfühlend läutete, dass man ihn daran erkannte. «Hört, das ist wieder Hugo, der läutet», hiess es dann. Unter den Büchern seiner Mut-ter fand er eine schicksalhafte En-zyklopädie, deren erstes Kapitel ihn gleich in Bann schlug: «Wie man im Leben Erfolg hat».

In Wirklichkeit war das Buch ein Ratgeber für alle möglichen Berufs-



vorgenommen hatte, das Land von sechsunddreissig Jahren Juan Vicen-te Gómez zu reinigen. Gegen Betan-courts Nachfolger, den Schriftsteller Rómulo Gallegos, putschte General Marcos Pérez Jiménez, der elf Jahre an der Macht blieb, bevor er sich von einer ganzen Generation junger De-mokraten entthronen lassen musste. Mit ihnen begann die längste Phase, in der Venezuela gewählte Präsi-den-ten hatte.

Der Putsch vom Februar 1992 scheint die einzige Sache zu sein, die Oberst Hugo Chávez Frías je misslun-gen ist. Er selbst sieht die Sache von ihrer positiven Seite, als einen Rück-schlag, den er der Vorsehung verdankt. Das ist seine Art, sich Glück oder Intelligenz oder Intuition oder Cleverness zu erklären – oder wie immer man das magische Etwas nennen soll, das sein Handeln beflügelt, seit er in Sabaneta, Provinz Barinas, am 28. Juli 1954 im Zeichen der Macht, des Löwen, geboren wurde. Der über-zeugte Katholik Chávez schreibt sein gütiges Geschick einem mehr als hundert Jahre alten Amulett zu, das er seit seiner Jugend trägt und das er von einem Urgrossvater mütterlicherseits geerbt hat, von Oberst Pedro Pérez Delgado, den er sich zum Schutzhel-den erkor.

Das Grundschullehrergehalt seiner Eltern reichte nur knapp zum Leben, und von seinem neunten Lebensjahr an musste der Junge ihnen helfen, indem er Früchte und Süssigkeiten von einem Karren verkaufte. Hin und wieder besuchte er auf einem Esel seine Grossmutter mütterlicherseits

karrieren, und er hat sie praktisch alle ausprobiert. Als Maler, der Michelan-gelo und seinen David bewunderte, gewann er im Alter von zwölf Jahren den ersten Preis bei einem Wettbe-werb. Als Musiker wurde er mit seinen Gitarrenkünsten und seiner Stimme für Geburtstage und abendliche Darbietungen unentbehrlich. Im Baseball war er ein vorzüglicher Catcher. Die militärische Laufbahn stand nicht auf der Liste und wäre ihm selbst auch gar nicht in den Sinn gekommen, hätte ihm nicht eines Tages jemand erzählt, der kürzeste Weg in eines der grossen Baseballteams führe über die Militär-akademie von Barinas.

Und wieder muss dabei sein Amu-lett im Spiel gewesen sein, denn an genau diesem Tage trat der so genann-te Andrés-Bello-Plan in Kraft, der den Absolventen der Militärschulen den Zugang zur höchsten Universitäts-laufbahn eröffnete. Chávez studierte Politikwissenschaft, Geschichte und Marxismus-Leninismus. Seine grosse Leidenschaft galt dem Studium von Leben und Werk des Simón Bolívar, des grössten «Löwen», dessen Prokla-mationen er auswendig lernte. Dann kam sein erster bewusster Konflikt mit der aktuellen Politik: der Tod von Salvador Allende im September 1973. Chávez war fassungslos. Warum nur putscht das chilenische Militär gegen Allende, wo das chilenische Volk ihn doch gewählt hat? Kurz darauf erhielt er vom Hauptmann seiner Kompanie den Auftrag, einen Sohn von José Vi-cente Rangel zu überwachen, der als Kommunist galt. «Du glaubst nicht, wie das Leben so spielt», erzählte mir

Chávez unter schallendem Gelächter. «Sein Vater ist heute mein Aussenmi-nister.»

Damit nicht genug. Zum Abschluss seiner Ausbildung bekam er – Ironie des Schicksals – seinen Säbel ausge-rechnet von dem Präsidenten über-reicht, den er zwanzig Jahre später stürzen wollte: Carlos Andrés Pérez. «Sie waren ja sogar drauf und dran, ihn umzubringen», meinte ich, aber Chávez protestierte: «Keineswegs. Wir hatten vor, eine verfassungge-bende Versammlung einzuberufen und dann in die Kasernen zurückzu-kehren.»

Vom ersten Moment an fiel mir auf, dass er ein begnadeter Erzähler war. Ein echtes Produkt der turbulen-ten und schöpferischen Volkskultur Venezuelas. Er hat ein ausgezeich-netes Zeitgefühl und ein geradezu übernatürliches Gedächtnis, das es ihm erlaubt, Gedichte von Neruda oder Whitman und ganze Seiten von Rómulo Gallegos auswendig zu zitie-ren.

In früher Jugend hatte er durch Zu-fall entdeckt, dass sein Urgrossvater nicht, wie seine Mutter gern behauptete, ein gefährlicher Mordgeselle war, sondern ein bemerkenswerter Militär aus der Zeit von Juan Vicente Gómez. Chávez war von seinem Vorfahren so begeistert, dass er beschloss, ein Buch über ihn zu schreiben und sein Andenken reinzuwaschen. Er stöberte in Archiven und Militärbibliotheken und zog mit dem Rucksack des For-schungsreisenden von Dorf zu Dorf, um die Marschrouten seines Urgross-vaters mittels Überlebenden und Zeit-zeugen zu rekonstruieren. Seit damals hat der Urgrossvater einen Platz auf seinem Heldenaltar, seit damals trägt Chávez das schützende Amulett sei-nes Vorfahren.

Damals überschritt er einmal, ohne es zu merken, die Grenze auf der Brücke von Arauca. Der kolumbianische Hauptmann, der seinen Rucksack durchsuchte, fand handfeste Gründe, ihn der Spionage zu verdächtigen: Er hatte einen Fotoapparat dabei, ein Aufnahmegerät, diverse Geheimdo-kumente, Fotos von der Region, eine Militärkarte mit Markierungen und zwei Dienstpistolen. Die Ausweispa-piere konnten, wie es sich für einen Spion gehört, durchaus gefälscht sein.

Die Vernehmung in einem Büro, in dem das einzige Bild an der Wand Simón Bolívar hoch zu Ross zeigte, zog sich über mehrere Stunden hin. «Ich war mit meinen Kräften fast am Ende», erläuterte mir Chávez, «denn je mehr ich erklärte, desto weniger verstand er mich.» Bis ihm der retten-de Satz einfiel: «Ist das Leben nicht seltsam, Herr Hauptmann? Vor kaum hundert Jahren hätten wir in derselben Armee gedient, und der Mann, der uns von diesem Bild herab anschaut, wäre unser beider Chef gewesen. Wie könnte ich da ein Spion sein?» Der Hauptmann war bewegt; er begann überschwänglich von Grosskolum-bien zu erzählen, und sie beendeten die Nacht in einer Bar von Arauca, wo sie Bier aus beiden Ländern tran-ken. Am nächsten Morgen hatten sie beide einen ordentlichen Kater, der Hauptmann übergab Chávez seine Forscherausrüstung und umarmte ihn zum Abschied mitten auf der Brücke im Niemandsland.

«Zu jener Zeit gewann ich die feste Überzeugung, dass in Vene-zuela etwas nicht in Ordnung war», erinnert sich Chávez. Man hatte ihn zum Kommandanten einer dreizehn-köpfigen Militäreinheit und einer Fernmeldetruppe ernannt, die in der Provinz Oriente die letzten Bastionen der Guerilleros zerschlagen sollten. In einer regengepeitschten Nacht bat ein Oberst des Geheimdienstes mit

einer Patrouille Soldaten und einigen bleichen, abgezehrten Gefangenen, angeblichen Guerilleros, um Unter-schlupf in seinem Lager. Gegen zehn Uhr, als Chávez gerade am Einschlaf-en war, hörte er im Nachbarzimmer erstickte Schreie. «Es stellte sich raus, dass die Soldaten die Gefangenen mit Baseballschlägern traktierten, die sie mit Stoff umwickelt hatten, um kei-ne Spuren zu hinterlassen», erzähl-te Chávez. Wütend forderte er den Oberst auf, ihm die Gefangenen aus-zuliefern oder zu verschwinden, weil er es nicht akzeptieren konnte, dass in seinem Kommando jemand gefoltert wurde. «Am folgenden Tag drohten sie mir wegen Befehlsverweigerung mit einem Militärgericht», erzählte Chávez weiter, «aber sie beschränkten sich dann darauf, mich nur eine Zeit lang unter Sonderaufsicht zu stellen.»

Wenige Tage später hatte er noch ein wichtigeres Schlüsselerlebnis. Auf dem Vorplatz des Lagers landete ein Hubschrauber mit mehreren schwer verletzten Soldaten, die in ei-nen Hinterhalt der Guerilleros geraten waren. Chávez trug einen Soldaten mit mehreren Schussverletzungen in den Armen, der ihn angsterfüllt an-flehte: «Lassen Sie mich nicht ster-ben, Herr Leutnant ...» Er schaffte es gerade noch, ihn in einen Wagen zu legen. Dann starb der Mann, und mit ihm sieben andere. Als Chávez in dieser Nacht schlaflos in seiner Hängematte lag, fragte er sich: «Was tue ich hier? Auf der einen Seite sind Bauern in Uniform, die bäuerliche Guerilleros foltern, auf der anderen Seite bäuerliche Guerilleros, die Bau-ern in Uniform töten. Jetzt, da der Krieg beendet war, hatte es doch kei-nen Sinn mehr, noch auf jemanden zu schiessen.» Und Chávez beendete die Geschichte mit den Worten: «In dem Moment hatte ich meine erste existen-tielle Krise.»

Am nächsten Tag erwachte er mit der Überzeugung, dass er dazu be-stimmt sei, eine Bewegung zu grün-den. Und das tat er auch, im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Ihr Name – wie konnte es anders sein: Venezo-lanische Volksarmee Simón Bolívar. Die Gründungsmitglieder: fünf Sol-daten und er selbst, ein Unterleutnant. «Mit welchem Ziel?», fragte ich. «Mit dem Ziel», sagte er freimütig, «uns vorzubereiten für den Fall eines Falles.» Ein Jahr später – er war in-zwischen Fallschirmjägeroffizier in einem Panzerbataillon in Maracay – begann er die Verschwörung auszu-weiten. Er erklärte mir allerdings, er meine das Wort Verschwörung ledig-lich im übertragenen Sinne, als Zu-sammenschluss von Gleichgesinnten.

Das war der Stand der Dinge, als am 17. Dezember 1982 etwas Uner-wartetes geschah, das für Chávez ei-nen wichtigen Einschnitt in seinem Leben markiert. Er war mittlerweile Hauptmann im zweiten Fallschirmjä-gerregiment und Offiziersadjutant des Geheimdienstes. Aus heiterem Him-mel beauftragte ihn der Regiments-kommandant, Ángel Manrique, vor 1 200 Soldaten und Offizieren eine Rede zu halten. Um ein Uhr nach-mittags, das Bataillon war bereits auf dem Sportplatz angetreten, erteilte ihm der Zeremonienmeister das Wort. «Und Ihre Rede?», fragte ihn der Re-gimentskommandant, als er ihn ohne ein Blatt Papier aufs Podium steigen sah. «Ich habe sie nicht aufgeschrie-ben», erwiderte Chávez. Und begann zu improvisieren. Es war ein kurze, von Bolívar und Martí inspirierte Rede, mit einem Exkurs über die un-gerechte und beklemmende Situation Lateinamerikas, noch zweihundert Jahre nach der Unabhängigkeit.

Die Offiziere hörten ihm mit unbe-wegter Miene zu. Unter ihnen waren auch die mit seiner Bewegung sympa-thisierenden Hauptleute Felipe Acosta Carle und Jesús Urdaneta Hernández. Wutentbrannt, und so, dass es alle

Fortsetzung Seite 4



Zwei Comandantes, die sich mochten: Hugo Chávez und Fidel Castro. Foto ain.

hören konnten, empfing ihn der Garnisonskommandant mit den Worten: «Chávez, man könnte Sie für einen Politiker halten.» – «Zu Befehl», antwortete Chávez. Da baute sich Felipe Acosta, ein Zweimetermann, vor dem Kommandanten auf und sagte: «Sie irren sich, Herr Kommandant, Chávez ist durchaus kein Politiker. Er ist ein Hauptmann der heutigen Generation, und wenn Leute wie Sie hören, was er zu sagen hat, dann kriegen sie es mit der Angst zu tun.» Daraufhin liess der Kommandant die Truppe strammstehen und sagte: «Ich möchte, dass Sie wissen, dass Hauptmann Chávez' Rede von mir autorisiert war. Ich habe ihm den Befehl gegeben, sie zu halten. Und alles, was er gesagt hat, obwohl es nicht schriftlich vorlag, hat er mir gestern mitgeteilt.» Er legte eine effektvolle Pause ein und fügte im Befehlston hinzu: «Und dass mir die Sache nicht nach aussen dringt!»

Nach der Veranstaltung ritt Chávez mit den Hauptleuten Felipe Acosta und Jesús Urdaneta zum zehn Kilometer entfernten Samán del Guere, wo sie den feierlichen Schwur Simón Bolívars auf dem Monte Aventino erneuerten. «Den Schluss habe ich natürlich geändert», sagte Chávez. Anstatt «wenn wir die Ketten gesprengt haben, die uns nach dem Willen der spanischen Krone gefangen halten», sagten sie: «Bis dass wir die Ketten sprengen, die uns und das Volk nach dem Willen der Mächtigen gefangen halten.»

Seither mussten alle Offiziere, die sich der geheimen Bewegung anschlossen, diesen Schwur leisten. Jahrelang veranstalteten sie heimliche Kongresse mit einer immer grösseren Zahl von Armeeingehörigen aus dem ganzen Land. «Über zwei Tage hinweg organisierten wir Treffen an verborgenen Orten, diskutierten und analysierten die Situation des Landes, knüpften Kontakte zu bürgerlichen Gruppierungen und Freunden. In zehn Jahren gelang es uns, fünf Kongresse zu veranstalten, ohne entdeckt zu werden.»

An diesem Punkt des Gesprächs konnte sich der Präsident ein Grinsen nicht verkneifen und verriet mir mit maliziösem Lächeln: «Nun, wir haben immer gesagt, dass wir anfangs zu dritt waren. Inzwischen können wir zugeben, dass es einen vierten Mann gegeben hat, dessen Identität wir stets geheim gehalten haben, um ihn zu schützen. Denn er war an jenem 4. Februar nicht aufgefliegen und diente weiter in der Armee. Heute aber können wir verraten, dass sich dieser vierte Mann zusammen mit

uns hier in der Maschine befindet.» Er wies mit dem Finger auf einen Mann in einer entfernten Sitzreihe und sagte: «Oberst Baduel!»

Das wichtigste Ereignis im Leben von Kommandant Chávez jedoch war El Caracazo, der Volksaufstand, der sich im Februar 1989 in Caracas ausbreitete. Er betonte mehrfach: «Wissen Sie, Napoleon hat behauptet, dass für den Ausgang einer Schlacht eine momentane Eingebung des Strategen entscheidend ist.» Aus diesem Gedanken entwickelte Chávez drei Begriffe: die historische Stunde, die strategische Minute und schliesslich die taktische Sekunde.



Machtinstinkt in unübersichtlichen Zeiten
Dann war der historische Moment da, und sie waren nicht darauf vorbereitet. «Wir wurden von der strategischen Minute überrascht», räumte Chávez ein. Er spielte natürlich auf den Volksaufstand vom 27. Februar 1989 an: El Caracazo. Gerade hatte Carlos Andrés Pérez mit komfortablem Vorsprung die Präsidentschaftswahlen gewonnen, umso unbegreiflicher war, wie zwanzig Tage später eine so gewaltsame Revolte ausbrechen konnte. «Am Abend des 27. war ich auf dem Weg zu einem Doktorandenkolloquium an der Universität und fuhr noch vorher bei der Tiuna-Kaserne vorbei, um mir von einem Freund etwas Benzin für den Rückweg geben zu lassen», erzählte mir Chávez wenige Minuten vor unserer Landung in Caracas. «Da sehe ich, dass Truppen in Marsch gesetzt werden, und frage einen Oberst: Wohin gehen diese ganzen Soldaten? Weil sie nämlich Leute von den Versorgungstruppen losschickten, die für den Kampf gar nicht ausgebildet waren, erst recht nicht für den Strassenkampf; einfache Rekruten waren das, denen schon das Gewehr in ihrer Hand Angst machte. Deshalb fragte ich den Oberst: Wohin geht dieses Häufchen Leute? Darauf der Oberst:

Auf die Strasse. Ich habe Befehl, dem Aufruhr mit allen Mitteln Einhalt zu gebieten, und das tu ich. – Mein Gott, Herr Oberst, sage ich zu ihm, ist Ihnen denn klar, was da passieren kann? Und er: Hören Sie, Chávez, Befehl ist Befehl, da ist nichts zu machen.»

Chávez weiss noch, dass er die Röteln hatte und hohes Fieber an jenem Abend. Als er losfuhr, sah er einen jungen Soldaten mit verrutschtem Helm, herabhängendem Gewehr und loser Munition angelaufen kommen. «Ich bremste und sprach ihn an. Er steigt ein, völlig nervös und schweissgebadet, ein Junge von achtzehn Jahren. Daraufhin ich zu ihm: Na, wo willst du denn hin, so schnell? – Ich habe meine Einheit verloren, sagt er, dort vorne in dem Lastwagen fährt mein Leutnant. Bringen Sie mich hin, Herr Major, bitte. Ich hole also den Lastwagen ein und frage den Fahrer: Wo soll's denn hingehen? Worauf er zur Antwort gibt: Keine Ahnung. Wer, zum Teufel, soll das wissen?»

Chávez holt tief Luft, schreit fast, weil ihn die Angst jener Nacht noch einmal packt: «Weisst du, da schicken sie die Soldaten auf die Strasse, mit ihrer Furcht, jeder bekommt ein Gewehr und fünfhundert Patronen. Und sie schiessen natürlich einfach drauflos. Sie haben mit Gewehrfeuer die Strassen freigelegt, die Anhöhen und die Armenviertel. Es war eine Katastrophe! Es gab Tausende Tote, unter ihnen Felipe Acosta. Mein Instinkt sagt mir, dass sie ihn in den Tod geschickt hatten», meint Chávez. «Das war die Minute, auf die wir gewartet hatten, um zu handeln.» Gesagt, getan: am nächsten Tag begannen die Vorbereitungen für den Putsch, der drei Jahre später scheitern sollte.

Gegen drei Uhr morgens landete unsere Maschine in Caracas. Durch das Fensterchen sah ich auf das Lichtermeer dieser unvergesslichen Stadt, in der ich drei für Venezuela, aber auch für mich entscheidende Jahre gelebt hatte. Der Präsident verabschiedete sich von mir mit karibischer Herzlichkeit. Während er sich mit seiner Eskorte von hoch dekorierten Militärs und Freunden der ersten Stunde entfernte, fröstelte mich bei dem Gedanken, dass es zwei grundverschiedene Männer waren, mit denen ich mich auf einer gemeinsamen Reise so angenehm unterhalten hatte: Der eine, dem sein unverwüstliches Glück die Chance präsentiert hatte, sein Land zu retten; der andere ein Traumtänzer, der sehr wohl einmal als ein weiterer Despot in die Geschichte eingehen könnte. (Aus dem Spanischen von Christian Hansen)

Fidel Castro zum Tod von Hugo Chávez

Wir haben unseren besten Freund verloren

Am Nachmittag des 5. März starb der beste Freund, den das kubanische Volk in der Geschichte hatte. Ein Anruf via Satellit übermittelte die bittere Nachricht. Die Bedeutung des verwendeten Ausdrucks war unzweideutig. Obwohl wir den kritischen Gesundheitszustand kannten, traf uns die Nachricht hart. Ich erinnerte mich an die Zeiten, als er mit mir scherzte und sagte, dass er mich, wenn wir beide unsere revolutionäre Aufgabe abgeschlossen haben würden, zu einer Fahrt auf dem Fluss Arauca in Venezuela einladen würde, der ihn an die Erholung erinnerte, die er nie hatte.

Wir haben die Ehre, mit dem Bolivari-schen Führer die gleichen Ideale der sozialen Gerechtigkeit und für die Ausgebeuteten geteilt zu haben. Die Armen sind die Armen überall auf der Welt.

«Venezuela sage mir, wie ich ihm dienen kann: es hat in mir einen Sohn», verkündete der Nationalheld und Apostel unserer Unabhängigkeit, José Martí, ein Reisender, der ohne sich den Staub des Weges abgewischt zu haben fragte, wo sich die Statue von Bolívar befand.

Martí kannte das Monster, weil er in seinem Inneren gelebt hatte. Ist es möglich, die tiefsinnigen Worte zu ignorieren, die er am Vorabend seines Todes im Kampf in dem unvollendeten Brief an seinen Freund Manuel Mercado schrieb: «...Ich riskieren bereits jeden Tag, mein Leben für mein Land und meine Pflicht zu geben – da ich es verstehe und den Mut habe, es zu tun –, um mit der Unabhängigkeit Kubas zu verhindern, dass sich die Vereinigten Staaten über die Antillen ausbreiten und mit dieser zusätzlichen Kraft über unsere Länder Amerikas herfallen. Alles, was ich bisher getan habe und tun werde, dient diesem Zweck. Es musste im Stillen und indirekt geschehen, weil es Dinge gibt, die, um sie zu erreichen, im Verborgenen geschehen müssen ...»

Es war damals 66 Jahre her, dass der Libertador (Befreier) Simón Bolívar geschrieben hatte: «... die Vereinigten Staaten scheinen durch die Vorsehung dazu bestimmt zu sein, Amerika im Namen der Freiheit mit Elend zu überhäufen.»

Am 23. Januar 1959, 22 Tage nach dem Sieg der Revolution in Kuba, besuchte ich Venezuela, um seinem Volk und der Regierung, die nach der Diktatur von Perez Jimenez die Macht übernommen hatte, für die Ende 1958 erfolgte Entsendung von 150 Gewehren zu danken. Ich sagte damals:

«... Venezuela ist die Heimat des Libertadors, wo die Idee der Vereinigung der Völker Amerikas geboren wurde. Deshalb sollte Venezuela das führende Land in der Union der Völker Amerikas sein, wir Kubaner unterstützen unsere Brüder in Venezuela.

Ich habe von diesen Ideen gesprochen, nicht, weil mich irgendein persönlicher Ehrgeiz bewegen würde, nicht einmal ein Streben nach Ruhm, denn letztendlich ist das Streben nach Ruhm nicht mehr als Eitelkeit und wie Martí sagte: «Alle Ruhm der Welt hat in einem Mais Korn Platz».

So dass ich, wenn ich in dieser Form zum venezolanischen Volk spreche, es im ehrlichen und tiefgründigen Denken tue, dass wir, wenn wir Amerika retten wollen, wenn wir die Freiheit jeder unserer Gesellschaften retten wollen, die letztendlich Teil einer grösseren Gesellschaft, der lateinamerikanischen Gesellschaft sind, wenn wir die Revolution in Kuba, die Revolution in Venezuela und die Revolution in allen Ländern unseres Kontinents retten wollen, uns annähern und stark unterstützen müssen, denn allein und geteilt scheitern wir.»

Das sagte ich an jenem Tag und heute 54 Jahre später bestätige ich es!

Ich muss in jene Liste nur die anderen Völker der Welt aufnehmen, die in über einem halben Jahrhundert Opfer von Ausbeutung und Plünderung wurden. Das war der Kampf von Hugo Chávez.

Nicht einmal er selbst vermutete, wie gross er war.

Für immer, bis zum Sieg, unvergesslicher Freund!

In Kürze

Denunziant als Papst?

Welche Kontakte pflegte der neue Papst Jorge Mario Bergoglio zur argentinischen Militärdiktatur (1976–1983)? Während der blutigen Herrschaft der Generäle waren bis zu 30 000 tatsächliche oder vermeintliche Regimegegner ermordet worden. Wenige Tage vor der letzten Papstwahl 2005 war gegen Bergoglio sogar Anzeige erstattet worden, bislang aber ohne Ergebnis.

Der Menschenrechtsanwalt Marcelo Parrilli hatte dem Kardinal vorgeworfen, im Jahr 1976 in die Entführung zweier Jesuitenpriester verwickelt gewesen zu sein. Die beiden Glaubensbrüder waren fünf Monate nach ihrer Geiselnahme betäubt und halb nackt aufgefunden worden. Wie die argentinische Tageszeitung Pagina12 schreibt, war Bergoglio zu jener Zeit Leiter des Jesuitenordens in Argentinien. Er habe handfeste Konflikte mit Ordensmitgliedern gehabt, die sich der Demokratiebewegung gegen die Militärdiktatur angeschlossen hatten. Gegenüber dem Ordensgeneral in Rom sagten die beiden Entführungsoffer später aus, sie seien von Bergoglio denunziert worden. (amerika21)

LE MONDE diplomatique

ATLAS der GLOBALISIERUNG

Die Welt von morgen

Das Navigationssystem für die Zukunft

Wer bekommt die Seltenen Erden aus China? Was machen die Neonazis in Europa? Welche Folgen hat der Landraub für Afrika? Wann kommt der Happy-Planet-Index für das gute Leben? Antworten auf diese und alle anderen wichtigen Fragen von morgen gibt der neue Atlas der Globalisierung.

Luxusausgabe* mit persönlichem Download

178 Seiten, über 150 Karten und Infografiken.
* Mit Code für den Download als PDF und interaktive ISO-Daten.

monde-diplomatique.de

Erhältlich in der Buchhandlung Waser, Rümelsplatz 17, 4001 Basel, 061 261 02 89 oder direkt bei Le Monde diplomatique, Postfach 61 02 29, D-10923 Berlin



«Wenn wir uns daran gewöhnen, dergleichen hinzunehmen, gibt es nichts mehr, was wir nicht hinnehmen»: Opfer des Massakers von My Lai. Foto Haeberle

Vor 45 Jahren: Das Massaker von My Lai

Im Stile der Nazis

Am 16. März verübte eine Einheit der US-Armee unter dem Kommando von Leutnant William Calley im vietnamesischen Dorf Mi Lay eines der grauenhaftesten Massaker des Vietnam-Krieges. Wir erinnern daran.

Von Gerhard Feldbauer

Noch heute sträubt sich die Feder, die Verbrechen niederzuschreiben, die sadistische US-Soldaten am 16. März 1968 mit der Ermordung fast aller Einwohner des Dorfes My Lai (in Vietnamesisch Son My) verübten. In ihrem aufrüttelnden Buch «Abelsgesichter. Vietnam. Bilder eines Krieges» haben Gian Luigi Nespoli und Giuseppe Zambon geschildert, was sich zutrug: Die Kompanie unter dem Kommando von Leutnant William Calley gehörte zum 1. Bataillon der 11. US-Infanteriebrigade. Der Kompaniechef befahl, «den Feind aufzustöbern und unverzüglich zu erledigen, aber auch die Hütten des Dorfes zu verbrennen, alles, was sich bewegte, zu töten und jede Form von Leben, auch die Lebensmittel, zu vernichten.» Während des Prozesses gegen Calley sagten 21 Soldaten und Unteroffiziere aus, es habe einen «expliziten Mordbefehl gegen unterschiedslos alle Bewohner» gegeben.

Hier einige der kaum zu beschreibenden Vorfälle: Ein alter Mann wurde in einen Brunnen geworfen und mit einer M-26-Granate getötet. Zwei junge Frauen wurden zuerst vergewaltigt und dann aus nächster Nähe erschossen. Ein Soldat sagte später aus, dass «eine Gruppe von mehreren alten Frauen und einigen Kindern – im ganzen 15 oder 20 Personen – vor einem kleinen Tempel, auf dessen Altar Weihrauchstäbchen brannten, kniete und verzweifelt betete. Die Soldaten näherten sich der Gruppe soweit, dass sie sicher auf jeden Kopf zielen konnten. Niemand überlebte.»

Der Überfall auf My Lai war an diesem Tag «die wichtigste der vorgesehenen Operationen» der Brigade. Deshalb begleiteten zwei Kriegsberichterstatter Leutnant Calleys Einheit: Der Journalist Five Jay Roberts und der Fotoreporter Ronald L. Haeberle. Der Fotoreporter berichtete später: «Einige Soldaten hatten ein etwa 15jähriges Mädchen gepackt, und versuchten, ihm die Kleider vom Leibe zu reissen. Eine ältere Frau, vielleicht die Mutter, begann, die Amerikaner anzuflehen, wurde aber mit dem Gewehrkolben erledigt.» Haeberle schilderte eine ganze Reihe weiterer furchtbarer kaltblütig durchgeführter Morde.

Andere Zeugen berichteten: «Leutnant Calley entdeckte etwa 150 Personen, die sich in einem Graben versteckt hatten, in der Mehrzahl Frauen und Kinder. Als einige von ihnen furchtsam aus ihrem Versteck hervor kamen, mächte er sie erbarmungslos nieder und forderte seine Soldaten auf, seinem Beispiel zu folgen. Es wurde geschossen, bis kein Lebens-

zeichen mehr kam. Aber nachdem das Feuer eingestellt worden war, erhob sich aus diesem Blutbad, fast wie ein Wunder, ein etwa zweijähriges Kind, das verzweifelt weinend versuchte, in Richtung Dorf zu laufen. Leutnant Calley packte es, warf es wieder in den Graben und erledigte es mit seiner Waffe.» Andere Zeugenaussagen sprachen von Menschen, die von Bajonetten und Messern verstümmelt in Blutlachen lagen. «GIs hatten Ohren oder Köpfe abgetrennt, Kehlen aufgeschlitzt und Zungen herausgeschnitten, Skalps genommen.» Andernorts lagen «tote Frauen mit aufgeschlitzter Vagina, in einem Fall hatten die Täter einen Gewehrlauf eingeführt und abgedrückt.»

Es gab einzelne Fälle von Verweigerung der Mordbefehle. Der deutsche Publizist Bernd Greiner berichtete in seinem Buch «Krieg ohne Fronten. Die USA in Vietnam» (Hamburg 2007), dass ein Gefreiter Maples ablehnte, Zivilisten zu erschiessen. Leutnant Calley wollte ihn wegen Befehlsverweigerung erschiessen, liess aber davon ab, als sich einige Soldaten schützend vor ihren Kameraden stellten. Der Hubschrauberpilot Hugh Thompson vom 123. Aviation Battalion der «Americal» Division, der mit seine Crew beim Überfliegen von My Lai die Ermordung von Zivilisten beobachtete, landete, nahm einige Dorfbewohner auf und brachte sie in Sicherheit. Es gab, so Greiner, vier weitere Fälle, in denen Bewohner von My Lai von amerikanischen Soldaten gerettet wurden

In My Lai wurde – wie Berichte und Zeugenaussagen bestätigten – kein einziger Soldat der Befreiungsfront FNL angetroffen. Die massakrierten Bewohner – offiziellen Angaben zufolge wurden 128 «Feinde» getötet, nach Untersuchungen der FNL waren es 502 Einwohner – alle Zivilisten, vor allem Alte, Frauen und Kinder. Der Kommandeur des 1. Bataillons, Hauptmann Medina, berichtete jedoch, es seien «69 Vietcong-Soldaten getötet» worden. Im offiziellen Kriegsbulletin, das die «New York Times» am 17. März 1968 veröffentlichte, hiess es: «Zwei amerikanische Kompanien näherten sich von entgegengesetzten Seiten den feindlichen Stellungen und mit schwerem Sperrfeuer und unter Einsatz von Kampfhubschraubern vernichteten sie die nordvietnamesischen Soldaten.» Allein die 174. Assault Helicopter Company verfeuerte dabei 13 500 Geschosse des Kalibers 7,62 mm.

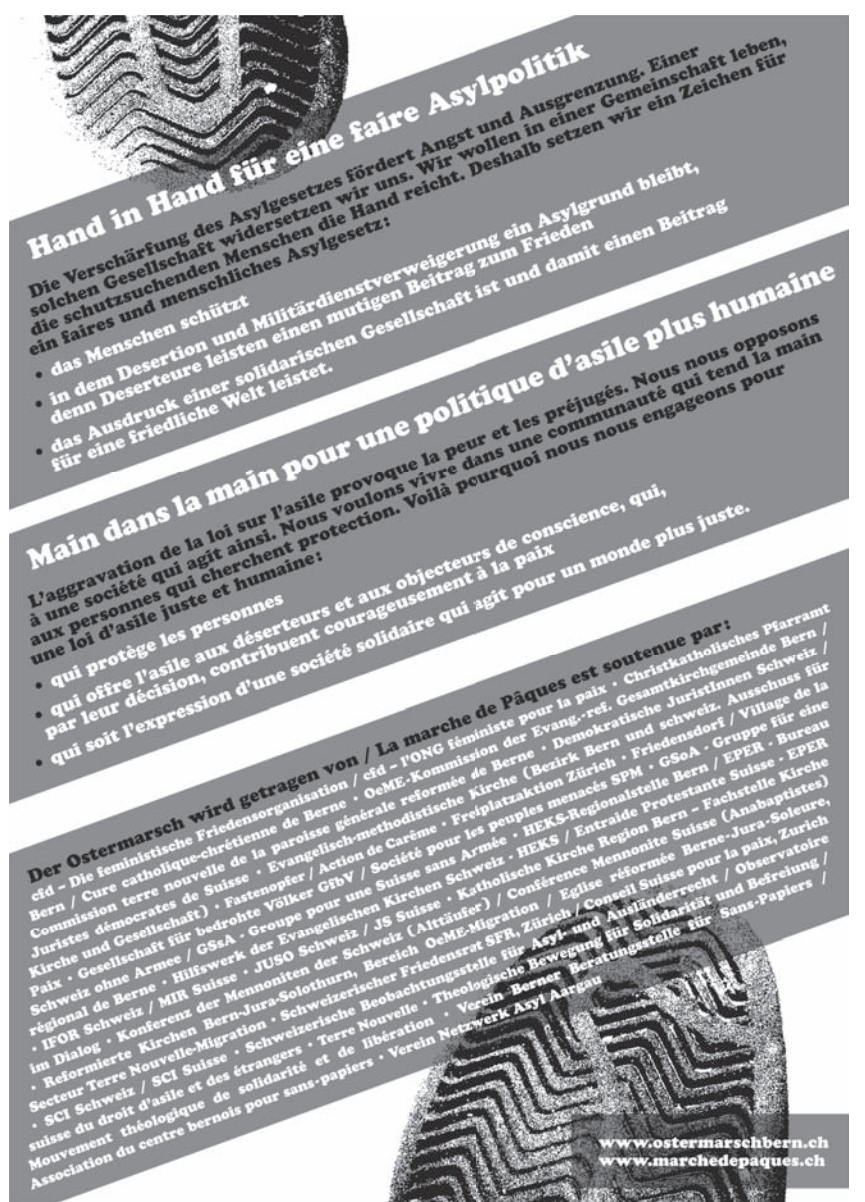
Zeugenaussagen in den USA riefen eine Welle der Proteste hervor. Seymour Hersh nannte My Lai «ein Verbrechen im Stile der Nazis». Jonathan Schell schrieb im «New Yorker» vom

20. 12. 1969: «Wenn wir uns daran gewöhnen, dergleichen hinzunehmen, gibt es nichts mehr, was wir nicht hinnehmen». Ein Gericht musste sich schliesslich mit dem Verbrechen befassen. Als einziger wurde Leutnant Calley angeklagt und verurteilt, auf Weisung Präsident Nixons jedoch freigelassen. Seine zunächst lebenslange Haftstrafe wurde auf zwanzig, dann auf zehn Jahre herabgesetzt. Im November 1974 wurde er freigelassen. Er hat keinen einzigen Tag im Gefängnis gesessen, sondern bis zur Aufhebung des Urteils nur unter Hausarrest gestanden. In einem Interview, das der amerikanische Journalist John Sack 1971 aufzeichnete, erklärte Calley: «Ich verkörpere nur die Vereinigten Staaten von Amerika. Mein Vaterland» und bekannte, «Ich war gern in Vietnam».

My Lai war kein Einzelfall, wie US-Präsident Nixon während des Prozesses der Weltöffentlichkeit einzureden versuchte. Es war Tag für Tag, Woche für Woche gängige Praxis, um die Bevölkerung dazu zu bringen, den Befreiungskämpfern keinerlei Unterstützung zu geben. Lieutenant Colonel David H. Hackworth, Bataillonskommandeur der 9. Infantry Division räumte ein, im kriegerischen Alltag in Vietnam habe es «Tausende derartiger Gräueltaten» gegeben. Viele der barbarischen Vorfälle wurden bis heute nicht, andere erst sehr spät bekannt. Selten waren, wie in My Lai, Journalisten dabei, die dann auch den Mut hatten, solche Massaker an die Öffentlichkeit zu bringen. Enthüllungen der FNL und der DRV wurden in Washington als «kommunistische Gräuelpromaganda» diffamiert.

Operationen wie in My Lai gingen auf direkte Weisungen des Oberkommandierenden in Südvietnam Westmoreland zurück und waren Racheaktionen für die Tet-Offensive der FNL im Februar 1968. Darin wurde gefordert, «unterschiedslos das gesamte Terrain zu neutralisieren». In die Provinz Quang Ngai (in der My Lai lag), wo die Befreiungskämpfer besonders erfolgreich gewesen waren, wurden zusätzlich 120 Experten für Aufstandsbekämpfung mit dem Auftrag geschickt, «die Jagd auf Funktionäre, Helfer und Helfershelfer der Guerilla zu forcieren». Die Armee wurde angewiesen, enger mit der CIA und allen für das Programm «Phônix» zuständigen Stellen zu kooperieren. Der Oberkommandierende, schrieb Greiner, gab seinen Truppen «keine bespiellose Handlungsfreiheit», die «einer Einladung zur unbefristeten Willkür» gleichkam.

Präsident Johnson forderte sieben Monate nach My Lai General Creighton Abrams, seit Sommer 1968 Nachfolger Westmorelands als Oberkommandierender in Vietnam, nachgerade dazu auf, mit der Unterdrückung jeden Widerstandes fortzufahren. «Ihr Präsident und ihr Land erwarten von Ihnen, dass Sie dem Feind ohne Unterlass nachstellen. Gewähren Sie ihm nicht einen Moment der Ruhe. Geben Sie es ihm wie gehabt. Lassen Sie den Feind den Druck all dessen spüren, was Ihnen zur Verfügung steht.» Der verbrecherischen Weisung folgten die entsprechenden Taten. Unter dem Kommando von Brigadier General Howard Harrison Cocksey von der «Americal» Division wurden von Mitte Januar bis Anfang Februar 1969 in zwei Distrikten der Provinz Quang Ngai zahlreiche Ortschaften niedergebrannt, 300 Bauern exekutiert, 11 000 Bewohner zwangsweise umgesiedelt, 1 300 von ihnen als Sympathisanten der Vietcong verdächtigt und ermordet. Addiert man allein die von Greiner angeführten und akribisch belegten Dutzenden, wohlgeordnet bekannt gewordenen Operationen der systematischen Ermordung von Zivilisten, darunter immer wieder vor allem Frauen und Kinder, dann geht die Zahl in die Hunderttausend.



Ostermarsch 2013 in Müllheim

Ostermontag, 1. April 2013

**Frieden ist das Mindeste!
La Paix au minimum!**

Wie aus Waffenschwestern Freunde werden!!!

Auftakt: 14 Uhr, Robert Schuman Kaserne Müllheim, (Sitz der Deutsch-Französischen Brigade), Kinzigstr. 2, anschl. Demo
Abschlusskundgebung: 15 Uhr, Müllheim Marktplatz
Friedensrat Markgräflerland, DGB Müllheim–Neuenburg
Friedensrat Markgräflerland, Ulrich Rodewald,
Lindenstr. 23, 79379 Müllheim, Tel.: 07631/13902
friedensrat-Muellheim@gmx.de
Internet: <http://www.friedensrat.org/pages/ostermarsch-2013.php>

Ein Dorf gegen die israelische Okkupation

«Ich bin ein Bil’iner!»

Dies geschieht nicht alle Tage: ein Kulturminister freut sich öffentlich, weil ein Film seines Landes NICHT mit dem Oscar ausgezeichnet wird. Und nicht nur ein Film, sondern zwei.

Von Uri Avnery

Kürzlich meinte Limor Livnat, noch Kulturministerin der letzten Regierung, zum israelischen Fernsehen, sie sei glücklich darüber, dass Israels zwei Anwärter für Oskars in der Kategorie Dokumentarfilme es nicht bis zum Ende schafften.

Livnat, eines der extremsten Likud-Mitglieder, hat wenige Chancen, in die geringer werdende Anzahl von Likudministern der nächsten Regierung zu gelangen. Vielleicht war ihr Ausbruch – die Filme betreffend – dafür gedacht, ihre Aussichten zu verbessern.

Sie griff nicht nur die beiden Filme an, sondern empfahl den halb-offiziellen Stiftungen, die israelische Filme finanzieren, freiwillig Selbst-Zensur auszuüben, und solchen unpatriotischen Filmen die Unterstützung zu verweigern. Das würde sicher stellen, dass sie erst gar nicht produziert würden.

Die beiden Dokumentarfilme sind in ihrer Art sehr unterschiedlich.

Der eine «Töte zuerst!» (The Gatekeepers) ist eine Sammlung von Zeugnissen von sechs auf einander folgenden Chefs des Allgemeinen Sicherheitsdienstes, Israels interner Nachrichtendienst, verschiedentlich bekannter unter seinen Initialen Shin Bet oder Shabak. In den USA werden seine Funktionen vom FBI durchgeführt. (Der Mossad ist das Äquivalent zum CIA.)

Alle sechs Chefs üben scharfe Kritik an den israelischen Ministerpräsidenten und Kabinettsministern der letzten Jahrzehnte. Sie klagen sie der Inkompetenz, der Dummheit und Schlimmerem an.

Der andere Film «Fünf zerbrochene Kameras» erzählt die Geschichte der wöchentlichen Protestdemonstrationen gegen den Trennungszaun im Dorf Bil’in, wie sie durch die Kamera von einem der Dorfbewohner gesehen wird.

Man mag sich wundern, wie zwei solcher Filme es fertig brachten, an die Spitze der akademischen Preise, ja bis zum ersten Preis zu kommen. Meine eigene (vollkommen unbewiesene) Vermutung ist, dass die jüdischen Akademiemitglieder für ihre Auswahl stimmten, ohne sie tatsächlich gesehen zu haben, indem sie vermuteten, dass ein israelischer Film auf jeden Fall koscher ist. Aber als die Pro-Israel-Lobby einen Krawall begann, sahen sich die Mitglieder die Filme an, schauderten und gaben den Spitzenpreis an den Film «Suche nach dem Zuckermann».

Wöchentliche Dokumentation

Ich hatte noch keine Gelegenheit, den Film «Töte zuerst!» anzusehen. Ich werde deshalb nicht über ihn schreiben.

Aber ich habe die «5 zerbrochenen Kameras» mehrfach gesehen – zum einen im Film und die anderen Male vor Ort.

Limor Livnat behandelt ihn als «israelischen» Film. Aber diese Kennzeichnung ist ziemlich problematisch.

Zunächst werden Dokumentarfilme nicht wie bei anderen Kategorien nach ihrer Nationalität aufgelistet. Also war er nicht offiziell «israelisch».

Zweitens: einer seiner beiden Ko-Produzenten protestierte vehement gegen diese Bezeichnung. Für ihn ist es ein palästinensischer Film.

Sachlich gesehen, ist jede nationale Bezeichnung problematisch. Alles Material wurde von einem Palästi-

nenser, Emad Burnat, gefilmt. Aber der Ko-Editor Guy Davidi, der das gefilmte Material in die Endfassung brachte, ist ein Israeli. Die Finanzierung kam von israelischen Stiftungen. Also wäre es fair, wenn man sagen würde, es sei eine palästinensisch-israelische Koproduktion.

Dies stimmt auch für die «Schauspieler»: die Demonstranten sind Palästinenser und Israelis. Die Soldaten sind natürlich Israelis. Einige Mitglieder der Grenzpolizei sind Drusen. (Araber, die einer islamischen Randgruppe angehören).

Als der letzte von Emad Burnats Söhnen geboren wurde, entschied er sich, eine einfache Kamera zu kaufen, um die Wachstumsstadien des Jungen fest zu halten. Er träumte nicht davon, Geschichte zu dokumentieren. Aber er nahm seinen Apparat mit sich, wenn er sich der wöchentlichen Demonstration seines Dorfes anschloss. Und von da an in jeder Woche.

Unglaubliche Erfindungsgabe

Bil’in ist ein kleines Dorf westlich von Ramallah, nahe der Grünen Linie. Nur wenige Leute hatten jemals vor dem Kampf davon gehört.

Ich hörte zum ersten Mal vor etwa acht Jahren davon, als Gush Shalom, die Friedensorganisation, zu der ich gehöre, gebeten wurde, an einer Demo gegen die Enteignung eines Teils seines Landes teilzunehmen. Auf diesem Land sollte eine neue Siedlung, Kiryat Sefer («Stadt des Buches»), gebaut werden.

Als wir dort ankamen, standen erst wenige neue Häuser. Auf dem grössten Teil des Landes wuchsen Olivenbäume. Bei den folgenden Protestdemos sahen wir, wie die Siedlung zu einer grossen Stadt heranwuchs, vollkommen belegt von ultra-orthodoxen Juden, Haredim genannt, «diejenigen, die (Gott)fürchten». Ich ging mehrfach durch diese Siedlung, als es keinen andern Weg gab, um Bil’in zu erreichen, und ich sah dort keine einzige Person, die nicht die schwarze Kleidung und den schwarzen Hut dieser Gemeinschaft trug.

Die Haredim sind an sich keine Siedler. Sie gehen nicht aus ideologischen Gründen dort hin, sondern nur, weil sie für ihre grosse Familie mit vielen Kindern mehr Platz benötigen. Also siedelt die Regierung sie dort an.



Szene aus einem andern Dokfilm über den Kampf der Einwohner von Bil'in gegen den Raub ihres Landes. «Bil'in my love – Bil'in Habibti», 2006

Was die erste Demonstration für mich so Erinnerungswürdig machte, war, dass die Dorfältesten in ihrem Resümee die Bedeutung der Gewaltlosigkeit betonten. In jener Zeit wurde von Seiten der Palästinenser noch nicht viel über Gewaltlosigkeit gesprochen.

Gewaltlosigkeit war und blieb eine der ausserordentlichen Qualitäten des Bil’iner Kampfes. Von der ersten De-

monstration an von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr ist Gewaltlosigkeit das Markenzeichen der Proteste geworden.

Ein anderes Markenzeichen war die unglaubliche Erfindungsgabe. Die Älteren haben diese Aufgabe längst der jüngeren Generation übergeben. Seit Jahren bemühen sich die jungen Dorfbewohner darum, jeder einzelnen Demo einen besonderen symbolischen Inhalt zu geben. Bei einer Gelegenheit wurden Demonstranten in Käfigen mit Eisenstangen getragen. Ein andermal trugen wir alle Mahatma-Gandhi-Masken. Einmal brachten wir einen berühmten holländischen Pianisten mit, der auf einem LKW mitten im Gedränge Schubert spielte. Bei noch einem Protest ketten die Demonstranten sich selbst an den Zaun. Und bei einer weiteren Demonstration fand ein Fussballmatch mit Blick auf die Siedlung statt. Einmal im Jahr werden Gäste aus aller Welt zu einem Symposium über den palästinensischen Kampf eingeladen.

Land wird annektiert

Der Kampf richtet sich hauptsächlich gegen den Trennungszaun, der scheinbar dafür gedacht ist, Israel von den besetzten palästinensischen Gebieten zu trennen. In bebauten Gebieten ist es eine Mauer, in offenen Räumen ein Zaun, der auf beiden Seiten von einem breiten Streifen Land für Patrouillenwege und Stacheldraht geschützt wird. Der offizielle Zweck ist es, Terroristen daran zu hindern, nach Israel zu gelangen und dort sich in die Luft zu jagen.

Wenn dies der wirkliche Grund wäre und die Mauer auf der Grenze – also der Grünen Linie – gebaut wäre, könnte keiner etwas dagegen sagen. Jeder Staat hat das Recht, sich selbst zu schützen. Aber das ist nur ein Teil der Wahrheit. In vielen Teilen des Landes schneidet die Mauer/der Zaun tief in palästinensisches Gebiet, angeblich, um die Siedlungen zu schützen, in Wirklichkeit aber um Land zu annektieren. Dies ist auch in Bil’in der Fall.

Der Originalzaun schneidet das Dorf vom grössten Teil seines Landes ab, das zur Vergrösserung der Siedlung bestimmt ist, die jetzt Modiin Illit (Ober-Modiin) genannt wird. Das wirkliche Modiin ist ein angrenzendes Stadtgebiet innerhalb der Grünen Linie.

Im Lauf des Kampfes wandten sich die Dorfbewohner auch an das israelische Oberste Gericht, das schliesslich einen Teil ihrer Klage akzeptierte. Die Regierung bekam eine Order, den Zaun etwas näher zur Grünen Linie zu verlegen. Dies liess noch immer viel Land für die Siedlung.



Praktisch annektiert die Mauer/der Zaun fast 10% der Westbank an Israel. (Im Ganzen besteht die Westbank aus nur 22% des Landes Palästina, wie es vor 1948 war.)

Solidarität israelischer Aktivisten

Nachdem Emad Burnat mit dem Filmen angefangen hatte, konnte er nicht mehr damit aufhören; Woche um Wo-



Der Film «5 Broken Cameras», der am Zürcher Filmfestival ausser Konkurrenz gezeigt wurde und für die Oskarverleihung 2013 nominiert war, wird am 6. April im Zürcher «Arthouse Alba» an der Zähringerstrasse 44 in Anwesenheit des Filmers Emad Burnat aufgeführt (in Hebräisch und Arabisch, mit englischen Untertiteln). Beginn 11 Uhr. Vorverkauf: 044 250 55 40 Nach dem Film Diskussion auf Englisch mit Filmer Emad Burnat und Bill van Esveld von Humans Right Watch!

che «schoss» er Bilder der Proteste, während die Soldaten auf die Demonstranten schossen (ohne Anführungszeichen).

Tränengas, mit Gummi-ummantelte Stahlkugeln werden jede Woche vom Militär benutzt und manchmal sogar scharfe Munition. Doch bei allen Demonstrationen, bei denen ich Zeuge war, gab es keinen einzigen Gewaltakt von Seiten der Demonstranten selbst – von den Palästinensern, den Israelis oder den internationalen Aktivisten. Die Demonstration startet gewöhnlich in der Mitte des Dorfes, nahe der Moschee. Wenn das Freitagsgebet endet, (Freitag ist der muslimische Feiertag), schliessen sich einige der Frommen den Jugendlichen an, die draussen warten, und der Marsch zum Zaun, der ein paar Kilometer entfernt liegt, beginnt.

Am Zaun geschieht der Zusammenstoss. Die Demonstranten drängeln nach vorne und schreien, die Soldaten werfen Tränengas, Lärmgranaten und Gummikugeln. Die Gaskanister treffen auch Leute. Rachel, meine Frau z.B., hatte Monate lang einen grossen blauen Fleck an ihrem Oberschenkel, wo ein Kanister sie getroffen hatte. (Rachel hatte schon lange eine schwere Lebererkrankung und wurde von ihrem Arzt streng gewarnt, nicht in die Nähe von Tränengas zu kommen. Aber sie konnte nicht widerstehen, Fotos aus der Nähe aufzunehmen.)

Wenn es erst mal zum Handgemeinge kam, begannen gewöhnlich Jungs und Jugendliche vom Rand her mit dem Steinewerfen gegen die Soldaten. Es ist eine Art Ritual, ein Test für Mut und Männlichkeit. Für die Soldaten ist es ein Vorwand, die Gewalt zu verstärken, Menschen zu treffen und sie mit Gas zu vertreiben.

Emad zeigt dies alles. Der Film zeigt, wie sein Sohn zwischen den Demonstrationen vom Baby zum Schuljungen heranwächst. Er zeigt auch Emads Frau, die ihn bittet, aufzuhören. Emad wurde verhaftet und ernsthaft verletzt. Einer seiner Ver-

wandten wurde getötet. Alle Organisatoren des Dorfes wurden immer wieder verhaftet – auch ihre israelischen Kameraden. Ich gab bei mehreren Verhandlungen vor dem Militärgericht, das in einem grossen Militär-Gefangenenlager war, Zeugnis ab.

Die israelischen Demonstranten sieht man kaum im Film. Aber von Anfang an spielten Israelis eine bedeutende Rolle bei den Protesten. Die israelischen Hauptteilnehmer sind die «Anarchisten gegen die Mauer», eine sehr mutige und kreative Gruppe (Der Gush Shalom-Aktivist Adam Keller wird bei einer Nahaufnahme gezeigt, wie er versuchte, eine in Deutschland gelernte Methode von passivem Widerstand anzuwenden.)

Wenn der Film den israelischen und internationalen Demonstranten nicht ganz gerecht wird, so ist es nur verständlich. Der Zweck war es, den palästinensischen gewaltfreien Widerstand zu zeigen.

Im Lauf des Kampfes wurden Emads Fotoapparate einer nach dem anderen zerbrochen. Er benutzt jetzt den Fotoapparat Nr. 6.

Dies ist eine Geschichte von Heldentum, der heldenhafte Kampf eines einfachen Dorfes um seine Ländereien und seine Heimat. Lange nachdem Limor Livnat vergessen ist, wird man sich an die Schlacht von Bil’in erinnern. (...)

Vor einigen Jahren wurde ich gebeten, in Berlin die Laudatio bei einer Feier zu halten, bei der dieses Dorf Bil’in und die «Anarchisten gegen die Mauer» für ihren Mut ausgezeichnet wurden.

Indem ich Präsident John Kennedys berühmte Rede in Berlin ein wenig veränderte, sagte ich, jeder anständige Mensch auf der Welt sollte stolz erklären: «Ich bin ein Bil’iner!»

Deutsch von Ellen Rohlf, Quelle Tlaxcala. Zwischentitel UW

Die Kontroverse um Diktatur und Bürgerkrieg in Spanien

Gegenwart der Vergangenheit

Im vergangenen Frühjahr hat die spanische Regierung erstmals eine Karte veröffentlicht, auf der die mehr als 2000 Massengräber aus dem Bürgerkrieg und der anschliessenden Franco-Diktatur verzeichnet sind. Die Ausmasse des franquistischen Terrors während und nach dem Bürgerkrieg sind erst in den letzten Jahren in ihrem ganzen Ausmass bekannt geworden. Dadurch hat auch die Debatte um die Fakten der Vergangenheit, das kollektive Gedächtnis und die öffentliche Aufarbeitung der Diktatur in Spanien eine neue Dynamik erhalten. Georg Pichler hat ein über diese schwierige Vergangenheitsbewältigung in Spanien ein Buch geschrieben. Toni Mächtlinger stellt es vor.

Von Antoinette Mächtlinger

Es gibt in der deutschsprachigen Literatur viele Bücher über den Spanischen Bürgerkrieg. Aber keins dieser Art. Hier geht es nicht um eine Analyse des Bürgerkriegs, es geht um die Nachwirkung des Franquismus bis zum heutigen Tag. So kündigt der Autor im Vorwort an: «Im Folgenden soll analysiert werden, warum der Fortbestand dieses Gedankenguts ebenso wie das Gedächtnis des Bürgerkriegs und des Franquismus einen Teil der spanischen Bevölkerung bis heute entzweien, und wie es dazu kam, dass diese Epoche bis in die Gegenwart nicht «bewältigt» ist.»

Und der Autor, Georg Pichler, geboren 1961 in Graz, Professor für Germanistik in Madrid, löst das Versprechen ein. Man gewinnt den Eindruck, dass er jedes irgendwie erreichbare Dokument studiert hat (Bibliografie und Anmerkungen umfassen 20 engbedruckte Seiten). Und man verfolgt mit Spannung die Aussagen von Wissenschaftlern, Aktivisten und Betroffenen, die in den eingestreuten Interviews direkt zu Wort kommen.

Der Grund, warum die Franco-Diktatur so schwer aufzuarbeiten ist, liegt in ihrer langen Dauer. General Franco, der 1936 gegen die gewählte republikanische Regierung geputscht und damit den Bürgerkrieg ausgelöst hatte, ging 1939 als Sieger hervor und hielt sich bis zu seinem Tod 1975 an der Macht. Seine Grundidee war, wie ein Anthropologe im Interview sagt, «alles Linke auf brutalste Weise auszurotten, durch eine komplexe repressive Struktur, die Hinrichtungen, Haftstrafen, Exil, Erniedrigungen, Enteignungen und viele andere Strategien umfasste.» Über Jahrzehnte waren alle Lebensbereiche durchdrungen von franquistischem Gedankengut, auch die Schulen, die ganz in der Hand der kollaborierenden Kirche waren.

Wie aber ging es weiter nach Francos Tod? Staatsoberhaupt wurde Juan Carlos I., der seit 1969 als Nachfolger bestimmt war. Es begann die «transición», eine «bewegte Zeit des Umbruchs, in der vieles offen war und möglich schien». Die ersten Wahlen 1977 gewann eine franquistisch geprägte Koalition (später Partido Popular, PP). Zweitstärkste Partei war die PSOE, die als Gegengewicht zur damals starken kommunistischen PCE von der europäischen Sozialdemokratie unterstützt wurde. Zwei neue Gesetze bargen Zündstoff: die Unterteilung Spaniens in 17 Autonome Regionen, und die allgemeine Amnestie, die Verfolger und Verfolgte gleichstellte.

1982 tritt Spanien der NATO, 1986 der EU bei. Nach 14-jähriger PSOE-Regierung ist 1996–2004 die PP mit José Maria Aznar an der Macht. Eine ernsthafte Aufarbeitung der Vergangenheit, wie sie von zahlreichen Wissenschaftlern betrieben wird, findet bei keiner Regierung angemessene Unterstützung: Die PSOE fürchtet (nach dem missglückten Putsch eines Offiziers1981) bei zu forschem Vorgehen einen neuen Staatsstreich, die PP beginnt in den frühen Neunzigerjahren «mit einer Reideologisierung der Vergangenheit und der Gegenwart». Im Umfeld einiger Privatuniversitäten entstehen revisionistische pseu-

do-wissenschaftliche Werke, die von Belletristik und Medien übernommen werden und hohe Popularität gewinnen.

Es ist eine private Initiative, die die Erinnerung an die Opfer, die «Memoria histórica», ins kollektive Bewusstsein zurückbringt. Es sind einige Menschen mit dem ganz privaten Anliegen, ihre in Strassengräben und Massengräbern verscharrten Verwandten zu identifizieren und würdig zu begraben. Im Jahr 2000 gründen sie einen Verein, der Exhumierungen und DNA-Analysen organisiert, grosse Aufmerksamkeit erregt und Subventionen erlangt (die jedoch 2012 auf Grund der Krise um 60% gekürzt werden). Eine wichtige Rolle spielt der international bekannte Richter



Georg Pichler, Gegenwart der Vergangenheit, 250 S., Rotpunktverlag, Zürich 2013, Fr. 36.– Zu beziehen bei Buchhandlung Waser, Rümelinsplatz 17, 4001 Basel, 061 261 02 89

Baltasar Garzón, der auf «Verbrechen gegen die Menschheit» und «Unverjährbarkeit» klagt. Worauf er 2010 suspendiert wird.

Ein Thema, das sich durch das ganze Buch zieht, darf nicht unerwähnt bleiben: das Problem der Autonomiebestrebungen der Basken und Katalanen. Man möchte noch viele Kapitel empfehlen, beispielsweise das der Emigration, in dem die Namen so mancher international bekannter Autoren und Künstler auftauchen. Am besten lesen Sie das Buch selbst, Sie werden es nicht bereuen.

Leseprobe

Auszug aus dem Kapitel «In Würde begraben», welches die schwierige Arbeit der Asociación para la Recuperación de la Memoria Histórica (ARMH) beschreibt. Zurück geht alles auf den 5. November 1937, fast sechzehn Monate nach Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs. Die Ortschaften Sabero, Saheles und Ollero liegen am Fuss des Kantabrischen Gebirges im Norden der Provinz León, rund sechzig Kilometer nördlich von Joarilla. Wie in anderen Orten in diesem langen Gebirgszug war hier der Bergbau von grosser Bedeutung. Viele Arbeiter waren politisch engagiert, meist waren sie Sozialisten oder Anarchisten, Kommunisten gab es wenige. Aufgrund der miserablen sozialen Zu-

stände organisierten im Jahr 1934 die Bergbauarbeiter aus Asturien einen Aufstand, der von der konservativen Regierung blutig niedergeschlagen wurde. Dieser Revolution schlossen sich zahlreiche Berufsgenossen aus der Provinz León an, auch in Sabero. Nach dem Ende des Aufstandes kamen viele Arbeiter ins Gefängnis, aus dem sie erst im Frühjahr 1936, nach dem Wahlsieg der Volksfront und einer Generalamnestie, wieder freigelassen wurden. Als am 19. Juli dieses Jahres die Generäle um Franco sich gegen die Zweite Republik erhoben und sich die Region Kastilien und León auf ihre Seite schlug, mussten die politisch aktiven Bergbauarbeiter in das republikanisch gebliebene Asturien fliehen, wo sie gegen Franco und seine Helfershelfer kämpften. Fünfzehn Monate später, Mitte Oktober 1937, eroberte die franquistische Armee Asturien, und so kehrten viele Bergbauarbeiter in ihre Dörfer zurück, wo die meisten von ihnen festgenommen wurden. Im Gefängnis der nahen Ortschaft Cistierna wurden sie gemeinsam mit anderen Verteidigern der Republik eingesperrt und von ihren Anklägern und Richtern, in Umkehrung der historischen Tatsachen, zu Aufständischen erklärt. Nach einem kurzen juicio sumarísimo, einem Schnellgerichtsverfahren, oder auch ganz ohne Verhandlung und Urteil wurden sie meist nachts in Lastwagen verladen, in abgelegene Gegenden gebracht und dort erschossen, einfach am Strassenrand liegen gelassen oder ohne viel Aufheben begraben. Weder still noch heimlich, aber sang- und klanglos.

So auch hier. Am 4. November führte man an die zwanzig Bergarbeiter ab, die in der Finca La Cenía erschossen wurden. Am nächsten Tag waren es wieder an die zwanzig, die man dorthin brachte. Stundenlang mussten sie in der Herbstkälte auf der Ladefläche eines Lastwagens sitzen, der über die schlechten Nebenstrassen rumpelte, einem nur allzu gewissen Schicksal entgegen. Doch hatte, wie Marco González (Vizepräsident der ARMH) erzählt, der Verwalter des Grundstücks von La Cenía genug, denn dort waren bereits an die 200 oder 300 Personen hingerichtet und in Massengräbern verscharrt worden. Immer wieder kamen Mütter, Frauen, Töchter mit Fotos zum Gutsbesitzer, um nach ihren Angehörigen zu fragen. So wies der Verwalter die Männer auf dem camión ab, sie sollten sich ihrer Ladung anderswo entledigen. Die Leichen, die damals in La Cenía begraben worden waren, liegen immer noch dort, da sich die Besitzer – Menschen mit Macht, die der Kirche nahestehen, ist die verhaltene Auskunft – weigern, die Erlaubnis für eine Exhumierung zu erteilen. Dafür kann man heute auf dem 200 Hektar grossen Besitz Urlaub machen, heiraten oder Feste feiern: «Die «Dehesa La Cenía» ist ein sorgsam gepflegtes Projekt, das sich der integrativen Organisation von Feiern und Veranstaltungen für Privatpersonen und Firmen widmet», heisst es gespreizt auf der Website.

Aber weiter in der Geschichte: Ein Zivilgardist meldete sich zu Wort: Er kenne in der Nähe seines Dorfes eine Stelle, wo man sie nicht störe. Also ging es weiter über Nebenstrassen und Feldwege, bis die Gefangenen schliesslich ein paar Kilometer ausserhalb von Joarilla de las Matas absteigen mussten. Zwei konnten fliehen, einer von ihnen wurde ein paar Tage später niedergeschossen und nicht weit entfernt begraben. Angeblich, in den nächsten Tagen wolle man sich auf die Suche nach seinen Überresten machen. Wie üblich nah-

men die Henker den Leichen die wenigen ihnen noch verbliebenen Habseligkeiten ab, übersahen dabei aber ein paar Bleistifte, zwei Kämme und eine Streichholzschachtel aus Plastik, wie sie von Bergarbeitern verwendet wurde. Heute tauchen diese Objekte aus anderen Zeiten zwischen den Skeletten auf, die Streichhölzer sind zu einer festen Masse verschmolzen, die sich in ihrer Plastikhülle wölbt.

Die Exekutierten mussten ihre Gräber nicht selbst ausheben, bevor sie erschossen wurden. Es war der Schafhirt des Dorfes, der vom Bürgermeister den Auftrag bekam, die Leichen zu begraben. Dessen Sohn Abilio Mata Álvarez, war es denn auch, der den Mitgliedern der ARMH den Platz zeigte. 1937 war er gerade fünf Jahre alt, aber seine Eltern und ältere Dorfbewohner hörte er immer wieder von diesen Männern erzählen. Es war nicht leicht, den Platz zu finden, da sich das Terrain in der Zwischenzeit stark verändert hat. Damals gab es hier zumeist Minifundien, heute sind es weite Felder. Abilio bezeichnete der ARMH einen Platz am Rande eines riesigen Sonnenblumenfeldes, und der Bagger begann zu graben. Man hatte Glück, am zweiten Tag bereits stiess man auf Patronenhülsen, ein untrügliches Zeichen, dass die fosa común, das Massengrab, in der Nähe sein musste. Schliesslich legte der Bagger die ersten Überreste frei, und das Team begann mit der Feinarbeit. Abilio kommt jeden Tag zur Ausgrabungsstelle, erzählt den Besuchern und Sympathisanten der ARMH seine Geschichte und ist sichtlich stolz darauf, im Mittelpunkt zu stehen.

Diese Ausgrabung sei eher untypisch, meint Marco González. «Normalerweise arbeiten wir in kleinen Gräbern, mit zwei, drei, maximal fünf Personen, über die wir bereits im Voraus Informationen gesammelt haben. Wir kennen ihre Namen, ihr Alter, ihre Grösse, ihren Brustumfang, ihre Statur. All das wissen wir dank der Militärbücher und zeitgenössischer Dokumente, die wir aus Archiven

Fortsetzung von Seite 1

nur dazu, uns die Arbeit zu erleichtern. Auch wenn wir also rechtlich als Verein auftreten, besteht die Schweizerische Friedensbewegung auch in Zukunft nicht aus Vereinsmitgliedern, sondern aus all den Kräften, die ihre Ziele teilen und sich mit ihrem Programm für den Frieden einsetzen wollen.

Jahresversammlung 2013

An der anstehenden Jahresversammlung (siehe letzte Seite) können wir über die Anpassung der Vereinsstruktur befinden. Neben den Jahresberichten und dem Ausblick stehen deshalb auch die Änderung der Vereinsstatuten, die Wahl des Vorstands bzw. Sekretariats und die Festsetzung des

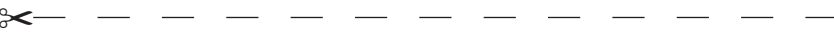
Mitgliedsbeitrags auf dem Programm. Ebenfalls möchten wir die Initiative der GSoA zur Abschaffung der Wehrpflicht diskutieren, die voraussichtlich diesen Herbst vors Volk kommt und zu der innerhalb der SFB kontroverse Meinungen bestehen. Im Hinblick auf eine mögliche Stellungnahme der SFB.

Mitglied werden

Wenn Sie SFB-Mitglied werden wollen haben sie die Möglichkeit:

- 1. Die untenstehende Beitrittserklärung auszufüllen und uns zuzusenden.
- 2. An der Jahresversammlung selbst ihren Beitritt zu erklären.

Für das Sekretariat
Jonas Jäggi



Beitrittserklärung

Name: _____ Vorname: _____

Strasse: _____

PLZ: _____ Wohnort: _____

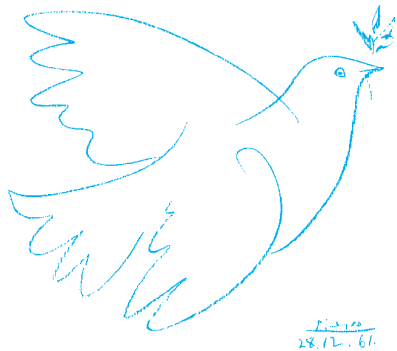
☐ Ich möchte Mitglied im Verein Schweizerische Friedensbewegung werden und komme an die Jahresversammlung am 25. Mai.

☐ Ich möchte Mitglied im Verein Schweizerische Friedensbewegung werden, kann aber nicht an der Jahresversammlung teilnehmen.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Einsenden an: Schweizerische Friedensbewegung, Postfach 2113, 4001 Basel
sfb@bluewin.ch

ISSN 1423-6826
sfb@bluewin.ch
www.friedensbewegung.ch



Unsere Welt



Kittner live. Pressefoto aus dem Programm «Lachen amtl. verboten»

Dietrich Kittner (1935 – 2013)

Der Kabarettist als Aufklärer

Am 15. Februar 2013 ist unser Freund und Mitstreiter für eine friedlichere Welt, der deutsche Kabarettist Dietrich Kittner, im Alter von 77 Jahren verstorben. Letztmals hatte er zum 60. Geburtstag der Schweizerischen Friedensbewegung im September 2009 bei uns in Basel auftreten wollen – sein Auftritt kam dann leider aus terminlichen Gründen nicht zustande. In der deutschen Zeitschrift Ossietzky, deren Mitherausgeber Dietrich Kittner war, erinnert sich Günter Wallraff an seinen Weggefährten.

Von Günter Wallraff

Fünf Jahrzehnte lang hat Dietrich Kittner Kabarett gemacht. Meistens stand er allein auf der Bühne, 200 oder sogar 250 mal im Jahr, und die Vorstellungen dauerten drei Stunden und mehr. Immer befasste er sich mit aktuellen Themen, immer aber auch mit fundamentalen Missständen der Gesellschaft. Zu seiner Lebensleistung gehört auch eine stattliche Reihe von Büchern und Platten.

Ich erinnere mich vor allem an Kittner-Auftritte in den 1970er Jahren. Damals notierte ich: Er richtet seine Anzeigen nicht ins Blaue hinein, erstattet nicht «Anzeige gegen Unbekannt», er nennt die Dinge und Verantwortlichen beim Namen, nach dem Motto: «Das Verbrechen hat Namen, Anschrift und Gestalt.» Er gehört zu den gewiss nicht zahlreichen politischen Aufklärern in unserem Land, denen es gelingt, die von Brecht bezeichneten «Fünf Schwierigkeiten beim Verbreiten der Wahrheit» zu überwinden. Er hat den Mut, «die Wahrheit zu sagen, obwohl sie allenthalben unterdrückt wird; die Klugheit, sie zu erkennen, obwohl sie allenthalben verhüllt wird; die Kunst, sie handhabbar zu machen als Waffe; das Urteil, jene auszuwählen, in deren Händen sie wirksam wird; die List, sie unter diesen zu verbreiten».

Kittners Programm bietet Satire statt Blödelei, Ironie statt Veralberung, Gegeninformation und Auf-

klärung statt Phrase und Gag. Sein hintergründiger Humor ist nicht auf vorschnellen Beifall aus. Auch manche Linken – für die Lachen an sich oft schon Frevl und Sakrileg ist – können von Kittner lernen. Er bringt die Leute an den richtigen Stellen zum Lachen, das heisst auf Kosten der Richtigen. Das Verächtlichste ist, Scherze auf Kosten derer zu machen, die sonst nichts zu lachen haben; dann lachen sich nämlich die ins Fäustchen, die aufgrund ihrer Vor- und Sonderrechte allen Grund zum Lachen haben. Sein tiefschürfender intellektueller Witz entfesselt keine schenkelklatschenden Lachsalven vordergründiger Übereinkunft. Auch Linke kriegen ihren Teil ab, falls sie aufgrund falschverstandener Revolutionsseligkeit die Revolutionierung ihrer eigenen Köpfe vernachlässigt haben sollten. Hier erweist sich Kittner als geschickter Fallensteller und Politakrobat mit doppeltem Boden. So zum Beispiel, wenn er die «neuesten» Ostfriesenwitze zum Besten gibt und das ausbrechende Gelächter mit der Bemerkung stoppt, dass es sich hier leider um altbekannte Judenwitze der Nazis handele, diesmal auf eine andere Minderheit angewandt. Um sich nicht als linkes Über-Ich aufzubauen, fügt er noch hinzu, dass es ihm selber so ergangen sei, als er zum ersten Mal mit diesen Fang-Witzen konfrontiert wurde.

Er schaut nicht nur dem Volk aufs Maul, sondern nimmt die Herrschen-

Zeitung der Schweizerischen Friedensbewegung (SFB)

Impressum

«Unsere Welt» erscheint viermal jährlich.
Auflage: 5 000
Herausgeber: Schweizerische Friedensbewegung SFB
Postfach 2113, CH-4001 Basel, sfb@bluewin.ch
Tel. 061/681 03 63, Fax 061/681 76 32
Verantwortlich für Herausgabe: Martin Schwander
Redaktion: Franziska Genitsch, Jonas Jäggi, Toni Mächtlinger, Ruedi Moser, Martin Schwander, Louise Stebler
Abonnementspreis: mindestens 12 Franken.
PC: 40-1627-7
Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Satz/Layout: ComTex, 3414 Oberburg
Druck: Bubenberg Druck- und Verlags AG, Bern

Mithelfen

«Unsere Welt» erscheint seit 1978. Dies, weil die Freundinnen und Freunde der UW mit Spenden es ermöglichen und weil viele Helferinnen und Helfer bei der Verbreitung mitmachen.
Wie kann man helfen?
Indem Sie den Einzahlungsschein benützen und/oder einen Bund Zeitungen bestellen und an Ihrem Ort an Versammlungen oder in die Briefkästen verteilen.

Senden Sie mir gratis _____ Exemplare «UNSERE WELT».

Senden Sie diesen Talon an:
SFB, Postfach 2113, CH-4001 Basel

Name: _____

Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ, Ort: _____

den und die herrschende Ideologie beim Wort. Das, was Heinrich Böll einmal «Wörtlichkeitslehre» genannt hat, wendet Kittner zum Zwecke von Klarstellung, Überprüfung und Demaskierung an. Eine andere List Kittners, um Vorurteile und Verhetzung raus- und demokratisches Denken in die Köpfe reinzuzwingen, besteht darin, dass er Borniertheiten und Vorurteile bis zum Überdross und überpointiert herunterleiert, auf dass sie denen zum Halse heraushängen, die davon besessen sind.

Beim Erinnern an Dietrich Kittner sei nicht vergessen: Er redete nicht nur links, er handelte auch authentisch-solidarisch, zum Beispiel in Aktionen gegen die Notstandsgesetze

oder in Rote-Punkt-Aktionen, und er sammelte sechsstellige Beträge für Verfolgte in Pinochets Chile oder für Milch für kubanische Kinder, nachdem die Bundesregierung die Lieferung von Milchpulver nach Kuba eingestellt hatte. So gelang es ihm – nicht immer ohne schulmeisterliche Penetranz, die er aber mit Selbstironie zurücknahm –, viele Menschen zu eigenem Handeln zu motivieren.

Es versteht sich, dass er sich dadurch nicht nur Freunde machte und dass sein Kleinkunsttheater in Hannover ohne Subventionen auskommen musste. Aber es war immer ausverkauft.

Aus «Ossietzky», 5/2013, mit freundlicher Genehmigung.

Lust zu verändern

Wir dokumentieren Auszüge aus einem Artikel, den die deutsche Musik-Kabarettistin Jane Zahn zum 75. Geburtstag und 50-jährigen Bühnenjubiläum von Dietrich Kittner geschrieben hat.

Von Jane Zahn

Mir wurde die völlig unverdiente Ehre zuteil, Dietrich Kittner ehren zu dürfen mit einem Zeitungsartikel. Und nun sitze ick da und zittere. Welche Formulierung findet wohl Gnade vor den Augen des schärfsten Spötters, den die Bundesrepublik aufzubieten hat? Schreibe ich einfach ab von den vielen, vielen Lobeshymnen, die schon erschienen sind, oder – noch besser – von den von ihm selbst gesammelten «Sehr-geehrte-Drecksau»-Zitaten? Schmücke ich mich mit der Feder des Autors, von dem Kittner selbst in einem Interview gesagt hat: «Mit 14 Jahren las ich Tucholsky und da gab es kein Halten mehr?» Tucholsky jedenfalls hätte gewusst, wie er den kongenialen Satiriker hätte würdigen können. Er schied allerdings im gleichen Jahr aus dem Leben, in dem Kittner geboren wurde: 1935. Auch wenn niemand es glauben kann, der ihn auf der Bühne erlebt: Dietrich Kittner wird am 30. Mai 75 Jahre alt. Kindheit im Schlesien des Faschismus. Von einem Zug aus sieht er ein Konzentrationslager und empört sich nach dem Krieg darüber, dass niemand etwas gewusst haben wollte. Mit seinen Auftritten, erst im Ensemble der «Leidartikler», dann als Solist, sorgt er dafür, dass die heutigen Zeitgenossen einmal nicht erzählen können, sie hätten nichts gewusst. (...)

«Der Arbeiter muss arbeiten, der Chef muss scheffeln» – stundenlange Karl-Marx-Exegese auf den Punkt gebracht. Immer wieder gelingt es ihm, mit kabarettistischen Mitteln eben nicht nur zum Lachen, sondern zum Denken zu bringen.

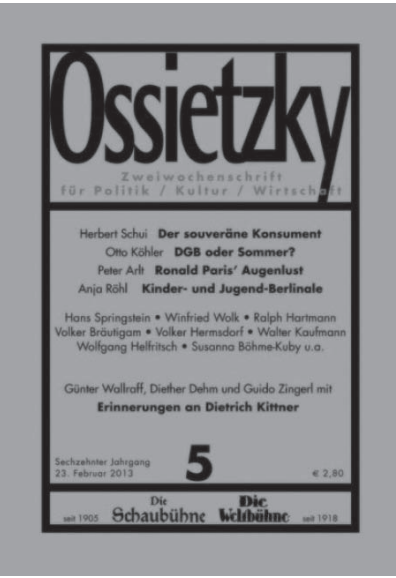
Der Mann ist ein Ein-Mann-Terror-Kommando gegen Dummheit und Verdummung, sein Sprengsatz sind seine Formulierungskraft und seine Bühnenpräsenz. Gleich einer geistigen Kalaschnikow mährt er den Blödsinn, den die Feinde einer menschlichen Gesellschaft verzapfen, nieder mit seinen Programmen: 30 an der Zahl in 50 Bühnenjahren, landauf, landab aufgeführt. (...)

Eine Geschichte der Bundesrepublik könnte man danach schreiben –

und sie wäre sicherlich vollständiger als alle offizielle Geschichtsschreibung.

Obwohl auch Kittner als Märchenonkel auftrat: «Es war einmal ein Mann, der hatte es allein durch seiner Hände Arbeit zu grossem Reichtum gebracht. – Und morgen, liebe Kinder, erzähle ich euch ein neues Märchen.» Viel bedeutet es ihm nach eigenen Worten, dass er einige seiner Hörer dazu gebracht hat, sich zu engagieren. Ja, es ist so: Kabarett kann verändern! Jedenfalls, wenn es so viel Lust macht wie Kittner zur Veränderung der Verhältnisse. Wenn die Wut des Kabarettisten umgewandelt in die Fechtkunst des Floretts dem Publikum die Lust am eigenen Denken aus dem Hirn kitzelt. Kittners berühmte Drei-Stunden-Programme sind nicht nur keine Sekunde langweilig oder zu lang – sie sind geradezu Lebenselixier für mündige Zuhörer, die ja so oft sonst für dumm verkauft werden. Einmal Kittner, und du weisst wieder, dass nicht du doof bist, sondern die Stützen der Gesellschaft mit ihrem dumpfen Gebräbel. (...)

Aus UZ, 28. Mai 2010



Zweiwochenschrift, 36 Seiten, 2,80 EUR / zzgl. 1,50 EUR Versandkosten; Jahresabo Ausland 94 EUR
Verlag Ossietzky GmbH
Weidendamm 30 B
30167 Hannover
Fon 0511 / 1234 777
Fax 0511 / 21 55 126
ossietzky@interdruck.net



Heft 6/12 der Marxistischen Blätter zum Basler Friedenskongress von 1912. Zu beziehen bei Buchhandlung Waser, Rümelinplatz 17, 4001 Basel, 061 261 02 89

Schweizerische Friedensbewegung SFB

Jahrestagung 2013

Samstag, 25. Mai 2013, 16.00 Uhr
Rest. Rebhaus (Saal),
Riehentorstr. 11, Basel (nahe Wettsteinplatz)

Traktanden:
Jahresberichte: Sekretariat • Redaktion • Finanzen
Änderung der Vereinsstatuten
Festsetzung des Mitgliedsbeitrages • Wahl des Vorstandes
Diskussion der Initiative zur Abschaffung der Wehrpflicht
Ausblick und Anregungen

Anschließend gemeinsames Abendessen.

Die Jahresversammlung ist öffentlich. Interessierte sind herzlich eingeladen!